

2 € davon 1 €
für den/die
Verkäufer/in

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

www.augustin.or.at

NUMMER 247 25.2. - 10.3.09



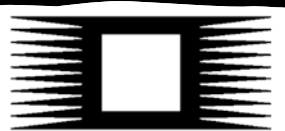
GEGENÜBER DER OPER WAR DER AUGUSTIN AM BALL
«GESCHEITERTE» POLONAISE

HOFER-CONTAINER ALS OBDACHLOSENFALLEN
DIE BIOTONNENVERGIFTER

Seite 6



**AUF TV-KANAL
OKTO**



ORANGE94.0

RADIO AUGUSTIN

Mo und Fr 15.00-16.00 Uhr
auf Orange 94.0, dem
Freien Radio in Wien.
UPC Telekabel 92.7
Live-Stream www.o94.at

Mit  die ZEITUNG der ALTEN SCHMIEDE

Es geschah am Freitag, dem Dreizehnten, am Praterstern Waltz Mob – Die Geburt eines Volxbrauchs

Flashmobs – unangemeldete Versammlungen in allen möglichen und unmöglichen öffentlichen Räumen, mehr oder weniger spontan über SMS- und E-Mail-Ketten organisiert – sind umso subversiver, je mehr der öffentliche Raum von oben reglementiert ist. Flashmobs sind keine Demos. Die TeilnehmerInnen fordern in der Regel nichts, sie sind nur da. Den Hütern von Ordnung und Sicherheit ist diese auf reine Präsenz reduzierte Präsenz naturgemäß ungeheuerlich. An wen sollen sie ihr «Zerstören Sie sich Ihnen!» richten, wo es doch keine OrganisatorInnen, keinen Verantwortlichen, keine AnmelderInnen gibt. Ein Flashmob muss ihnen wie angewandte Anarchie vorkommen.

Wer «geile flashmobs» erleben will, muss ins Ausland fahren. Der F13-flashmob im Bahnhofssaal am Praterstern hatte aber auch seine Reize, «Der geilste flashmob, den ich bis dato miterlebt habe, war in London – ‚silent disco‘ in der Liverpool Street Station. Natürlich ist die Wiener Version mit Walzer auch keine schlechte Idee. Der Hintergrund allerdings auch ein anderer – war es in Wien doch vorwiegend eine Protestaktion gegen die zunehmende Vertreibung obdachloser Personen aus dem öffentlichen und halböffentlichen Raum», postete ein unterrichteter Online-Standard-User, nachdem die Internetabteilung der Tageszeitung eine Fotoreportage über die ungewöhnliche Belegung einer sterilen, von Sitzbänken und «zweilichtigen» Elementen gesäuberte Passage gebracht hatte.

«Komisch, jetzt haben sie überall in den großen Bahnhöfen die Bänke durch Privatsicherheits ersetzt, ohne dass es dort menschlicher geworden ist.» Flyers, die am Freitag, dem Dreizehnten, am Praterstern kursierten, transportierten nicht mehr als diese minimalistische Botschaft. Rund 150 Menschen



waren pünktlich um 13.13 Uhr zur Stelle, und rund 150 Menschen tanzten dann den Donauwalzer, der aus den mitgebrachten Radiogeräten (eingestellt auf die Frequenz von Orange 94.0) zu hören war.

Zum zwölften Mal in Folge wurde die mystische Kombination Freitag, der Dreizehnte, vom Augustin und von vielen weiteren künstlerischen und sozialen Initiativen benutzt, um der Tendenz der Unsichtbarmachung von «Randgruppen» und der Überregulierung und Kommerzialisierung des urbanen öffentlichen Raumes zu widerstehen. Widerstand muss nicht immer in der Sprache der Politik artikuliert werden, er kann auch vom unwiderstehlichen Charme der Walzermusik geprägt sein – welcher Ordnungshüter könnte den Donauwalzer brechen? Seit 13. Februar 2009 hat diese sehr wienerische Zurrückeroberung einer von Leben beraubten Leere einen Namen: waltz mob. Nicht auszuschließen, das am kommenden F13, dem 13. März, der waltz mob schon als «traditionell» empfunden wird. Volksbräuche zu kreieren, sollte man schließlich nicht den LandbewohnerInnen überlassen.

R. S.



FOTO: MAGDALENA BLASZCZUK

**Waltz Mob Premiere, Bahnhof Praterstern.
Weitere Fotos ab Seite 13**

EDITORIAL

Österreich ist ein Einwanderungsland. Es profitiert von der Ausbeutung der so genannten Dritten Welt und ist als privilegierte Zone, wo man selbst durch Betiteln mehr verdient als dort in einem 80-Wochenstunden-Job, logisches Ziel von Armutsflüchtlingen. Österreich ist ein **Auswanderungsland**. Für Erwin Kisser, der den Spagat zwischen Journalismus und Kunst lebte, sind die heimische Kulturpolitik und der Kulturbetrieb ein ausreichender Grund, auf seine Trauminsel zu emigrieren (**Seite 32–34**). Man möchte ihm gerne folgen, denn die Zustände, die unerträglich sind, vermehren sich wie gefälschte Augustinausweise. In Wien werden, im wahrsten Sinne des Wortes, biotonnenweise in

Lebensmittel einer Supermarktkette weggeschmissen, anstatt diese an Bedürftige oder an Sozialmärkte weiterzugeben. Dies ist allerdings, wie der Augustin aufdeckt, nur der kleinere Teil des Skandals. Denn sobald Obst, Gemüse und Brot in der Mülltonne sind, werden sie vom Personal **mit Reinigungsmitteln vergiftet**, damit sie ungenießbar werden (**Seite 6–7**). Für die betroffenen Obdachlosen ist freilich die Chance, auszuwandern, äußerst gering. Und außerdem: wohin denn auch? Sind doch alle Lebensmittelewerfgesellschaften zugleich auch Bettlerwegwerfgesellschaften. Noch ein Grund, auszuwandern: Die Verhöhnung der Jobsuchenden mittels **unseriösen Nebenverdienst-Inseraten**. Der Augustin ortet

massenhaften Betrug und Irreführung der Arbeitssuchenden. Betrug deswegen, weil es die versprochenen Jobs nicht gibt. Für das Geld, das man den Verzweifelten abnimmt, kriegen diese nur wertloses «Informations»-Material (**Seite 10–11**).

Eine Menge anderer Infos in diesem Heft könnten den Impuls, sich «über die Häuser zu hauen» auslösen; ein Prosit dem (oder der), der (oder die) bleibt und kämpft. Man versäumt ja auch Schönes, wenn man abhaut wie unser Freund Erwin Kisser. Den **Augustinball** zum Beispiel (**Seite 28–29**) oder den **waltz mob** am Bahnhof Praterstern am Freitag, dem Dreizehnten (Fotostrecke ab **Seite 30**).

R. S.

AUGUSTIN

Herausgeber und Medieninhaber:

Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßen-Zeitung AUGUSTIN.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:

www.augustin.or.at
updating: Angela Traufnig

Organisation

(Vertrieb/ Kolporteur/ Vereinsangelegenheiten)
Team: Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Riki Parzer, Sonja Hopfgartner
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion

(Abos/ Schreibwerkstatt/ Öffentlichkeitsarbeit):
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Redaktionsteam:

Karl Berger, Robert Sommer (DW: 11) (Koordination und Gestaltung); Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Mario Lang (DW: 13), Erika Parzer, Claudia Poppe, Sonja Hopfgartner, Reinhold Schachner (DW: 12), Christina Steinle, Angela Traufnig (DW: 10), Aurelia Wusch

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

COVERFOTO: Magdalena Blaszczuk. Fotos: Magdalena Blaszczuk, Mehmet Emir, Mattheo Karlic, Wenzel Müller. ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Richard Schubert, Magdalena Steiner (Rückseite), Dagmar Weidinger. TEXTE: Franz Blaha, Sonja Fercher, Marlene Gözl, Judith Gözl, Gottfried, Andrea Gross, Barbara Karahan, Kerstin Kellermann, Erwin Kisser, Michael Kothbauer, Sammy Kovacs, Rainer Krispel, Erich Langer, Jenny Legenstein, Uwe Mauch, Erich Félix Mautner, Florin Mittermayr, Wenzel Müller, Christa Neubauer, Erwin Riess, Martin Schenk, Dagmar Weidinger, Karl Weidinger, Richard Weihs

StrawwanzerIn:

E-Mail: strawwanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin

Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90 – 14
radio@augustin.or.at

TV Augustin

Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90 – 15
tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 18!)

Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
E-Mail: inserate@augustin.or.at

Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:

AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 35.000

Mitglied des International
Network of Street Papers



AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

**Richterin auf Krone-Niveau:
«Kunst kommt von Können»**

Zu folgendem offenen Brief an den Gerichtspräsidenten Neuwirth fühlte sich Augustin-Mitarbeiter Gerald Grassl nach dem Auftakt eines neuerlichen Verfahrens gegen den Wiener »Poeten des öffentlichen Raums«, Helmut Seethaler, veranlasst.

Sehr geehrter Herr Dr. Neuwirth, am 10. 2. fand (wieder einmal) ein Prozess gegen den »Zettelpoeten« Helmut Seethaler am Bezirksgericht Innere Stadt statt. Der Prozess wurde auf 2. April vertagt. Ich soll darüber für den Augustin einen Bericht verfassen. Bei der ersten Verhandlung irritierte mich einiges. Da ich keine E-Mail-Adresse des BG Innere Stadt habe, ersuche ich Sie um Weiterleitung meiner Fragen, da ich um Fairness bemüht bin und dazu auch die Stellungnahmen von Staatsanwalt und Richterin (Dr. Martina Hinterleitner-Zeiner) wissen möchte:

1) Der Verhandlungssaal war sehr klein, sodass die meisten Interessierten den Prozess nicht beobachten konnten (obzwar in den Unterlagen von der Polizei auf die »Berühmtheit« des Autors hingewiesen worden war). Ich erlebte es oft, dass Richter(innen) bei großem öffentlichen Interesse kurzfristig in einen größeren Verhandlungssaal wechselten. Was ich hier überhaupt nicht verstand, ist, dass die Richterin die nächste Verhandlung trotzdem wieder in diesen kleinen Saal verlegt.

2) Die Richterin befragte den Dichter zu dessen Befähigung. Und brachte in der Folge ein fragwürdiges Kunstverständnis vor. Zitat: »Ich dachte, Kunst kommt von Können.«

Ein Kunstverständnis, das von den Nationalsozialisten stammt (die Literatur dazu ist bereits umfassend und sollte auch bei Juristen als Allgemeinwissen vorausgesetzt werden). Ich ärgerte mich über mich, aber auch über den Staatsanwalt: Wäre es nicht meine Pflicht gewesen, sie darauf sofort hinzuweisen bzw. den Staatsanwalt aufzufordern, gegen diesen Akt ewiggestriger Kunstverachtung aktiv zu werden? Oder hätte mir evtl. eine Klage wegen Missachtung des Gerichts gedroht?

3) Mich irritierte auch die Frage der Richterin, was Seethaler denn als Dichter »ausweise«. Hätte sie das auch Jandl, Artmann oder Fried gefragt? Dichter haben keine Akademien oder Hochschulen wie Bildende Künstler(innen). Weiß sie das nicht? Aber wenn sie das so brennend interessiert: Warum hat sie zur Klärung nicht Germanisten wie Dr. Josef Haslinger (der in Deutschland und USA regelmäßig Poetik-Vorlesungen hält) oder andere als Gutachter vorgeladen?

4) Seethaler hat in ähnlichen Verfahren bereits Dutzende Freisprüche erlebt. Einer der Gründe: weil immer noch die Freiheit der Kunst über dem Delikt »Sachbeschädigung« steht. Ich dachte immer, dass die Staatsanwaltschaft sowohl be- als auch entlastende Beweise sammeln müsse. Ich hörte an diesem ersten Prozesstag nicht ein Wort über die Freiheit der Kunst, sondern nur von »Sachbeschädigung«. Und auch für den Fakt, dass Seethalers Zettelaktionen eine Form von Kunst im öffentlichen Raum darstellen, gäbe es an den Universitäten Sachverständige, die

als Zeugen interessant wären (wie z. B. Prof. Dr. Dieter Schrage oder Prof. Peter Weibel).

Mit kollegialen Grüßen

Gerald Grassl



Zitternd stand ich wieder vor Gericht

Der betroffene Dichter selbst kommentierte in einem Fax an den Augustin (und an weitere Medien) die Verhandlung und reflektierte sein Verhalten vor der Richterin:

Staatsanwalt und Richterin hatten eine Frage die mir noch nie gestellt wurde auch nicht von mir selber Zitternd stand ich wieder vor Gericht angeklagt wegen schweren Sachbeschädigungen Hundert neue Anzeigen hat man gegen mich erstattet nun sind es bald dreitausenddreihundert Weltrekord

Gleich als Einleitung stieß man mit dieser Frage mitten in mich hinein: MIT WELCHEM RECHT BEHAUPTEN SIE KÜNSTLER ZU SEIN? Schock. Sekunden der Sprachlosigkeit Verletzt stottere ich die ersten Worte verweise auf Kulturamt und Kunstministerium die mir jährlich kleine Kunstförderungen gewähren Ich bin ein Dichter und kein Täter versuche ich mich zu rechtfertigen STOPP brüllt die Richterin Sie verbietet mir die Motive meiner Taten zu erklären

Helmut Seethaler
www.hoffnung.at

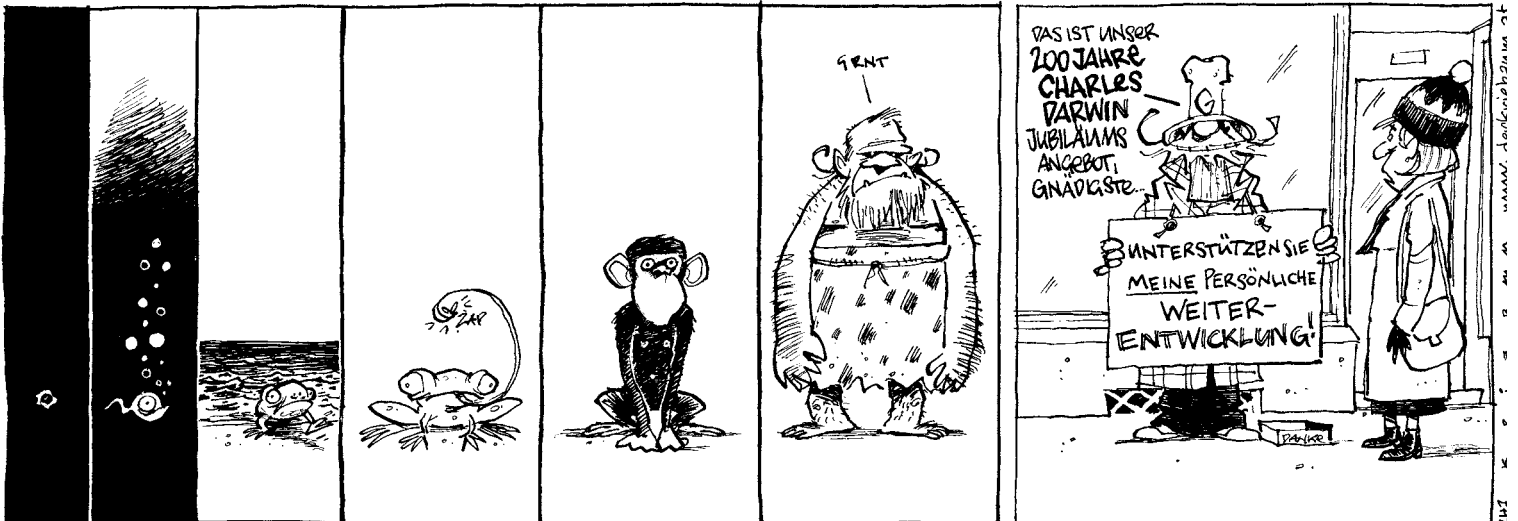
OHNE ABLAUFDATUM



«... wollt Ihr reich sein? Bildet Euch ein, ich sei sehr reich und Ihr seid es auch; setzt Euch jeden Morgen in den Kopf, Euer Vermögen hätte sich über Nacht verdoppelt, dann steht auf, bezahlt Eure Gläubiger mit dem, was Ihr euch einbildet, und sagt dann, sie sollen sich's auch einbilden.»

Montesquieu (1689–1755)

GUSTL



Warum US-Firma Pächterin der Wiener U-Bahn-Züge wurde

Häupls Steuerschlupflöcher

Die Krise schafft es – und das ist das Positivste, was man von ihr sagen kann –, dass viele Menschen ihr ökonomisches Wissen erweitern. Geheimnisvolle Kürzel wie CBL verlieren ihre Dunkelheit. Dazu hat auch Erwin Wagenhofers Film «Let's Make Money» und die informative Homepage www.letsmakemoney.at beigetragen. Cross-Border-Leasing (CBL), so erfährt man da, bezeichnet Leasing über Staatsgrenzen hinweg.

Auf Basis einer komplexen rechtlichen Konstruktion verpachten z. B. Städte ganze Infrastrukturen langfristig (meist 99 Jahre) an einen US-Investor und mieten diese umgehend für eine festgelegte Dauer (25 bis 30 Jahre) wieder zurück. Diese CBL-Transaktionen sind Scheingeschäfte, die eine Lücke im US-amerikanischen Steuergesetz ausnützen. Mit solchen Finanzkonstruktionen konnten US-Investoren große Steuervorteile lukrieren, die beiden Vertragspartnern Gewinne bescherten – letztlich zu Lasten der US-SteuerzahlerInnen. US-Gerichte

haben solche Geschäfte als kriminell beurteilt.

Inzwischen «entpuppt sich das, was auf den ersten Blick wie ein gutes Geschäft für die österreichischen Vertragspartner ausgesehen haben mag, als risikoreiches Jonglieren mit öffentlichem Eigentum, dessen Konsequenzen noch nicht abzusehen sind», warnt der Filmemacher. Riesige Anlagegüter wie Kraftwerke, kommunale Kläranlagen, Kanalnetze, Straßen und U-Bahn-Garnituren, Eisenbahnen und Bahnhöfe – meist im Eigentum der öffentlichen Hand – wurden an US-Investoren verleast und wieder zurückgemietet.

Die Gemeinde Wien z. B. hat das mit Straßenbahn- und U-Bahn-Zügen getan. Nun behaupten ihre Vertreter, «ohne wirtschaftlichen Schaden» aus den Cross-Border-Geschäften aussteigen zu wollen. Was Christian Felber, den Sprecher von attac Österreich, sehr erzürnt: «Der Schaden ist bereits massiv eingetreten. Die Gemeinde Wien hat die US-Steuerzahler durch diese Scheingeschäfte in jedem Fall betrogen. Der



FOTO: MARIO LANG

Die Fahrgäste hatten – zum Glück für die Rathauspolitiker – keine Ahnung von den Scheingeschäften um die Wiener U-Bahn-Hardware. Das könnte sich ändern ...

US-Investor hat nicht investiert, sondern ein Steuerschlupfloch skrupellos ausgenützt. Hier von Gewinn zu sprechen ist moralisch und ökonomisch absurd. Diese Geschäfte gehen auf Kosten der Demokratie und sind aus Prinzip abzulehnen.» Wien sollte seine Budgetprobleme grundsätzlich lösen anstatt US-Steuerschlupflöcher auszunützen. Durch die steuerliche Schonung der

Globalisierungsgewinne und den internationalen Steuerwettbewerb fließe immer weniger Geld in die Gemeindekassen. Eine längst überfällige Vermögenssteuer von einem Prozent auf die reichsten zehn Prozent in Österreich brächte sieben Milliarden Euro jährlich. Damit könnten die Gemeinden problemlos auf riskante Finanzakrobatik auf Kosten der Allgemeinheit verzichten. R. S.



eingSCHENKt

ArbeitsLos: Altes und Neues

Neu es von der Finanzkrise. Sie wirkt. Neues vom Arbeitsmarkt. Es wird gewirkt. Viele spüren bereits die Wirkung. Jetzt wäre die – seit über zehn Jahren nicht erfolgte – Anpassung des Arbeitslosengeldes an die Teuerung sinnvoll. Höhere Arbeitslosenleistungen vermeiden Armut, entlasten die Sozialhilfe, nehmen die Veränderungen des Arbeitsmarktes ernst und gehen direkt in den Konsum.

Österreich liegt mit der Höhe der Arbeitslosenleistungen mit vergleichbaren OECD-Ländern im unteren Drittel. Eine Erhöhung und Valorisierung der Nettoersatzrate ist ein notwendiger Schritt zur Armutsvermeidung. So ist die Notstandshilfe seit 2000 um acht Prozent gesunken. Ein durchschnittliches Einkommen reicht nicht mehr aus, damit das Arbeitslosengeld, das man nach

dem Verlust des Arbeitsplatzes bezieht, über der Armutsschwelle liegt. Der EU-Durchschnitt der Ersatzrate liegt bei 70 %, Österreich bei 55 %.

Hier kommt der Einwand, dass die Zumutbarkeitsbestimmungen dafür in Österreich so weich seien, in anderen Ländern viel strenger. Das stimmt so nicht. Bei den Regeln zur «Verfügbarkeit» der Arbeitslosen ist Österreich mit den Niederlanden am restriktivsten in ganz Europa. Bei den «Sanktionen» befinden sich die österreichischen Gesetze in der Mitte; Dänemark, das hier stets als strenges Beispiel genannt wird, liegt nur leicht über Österreichs Regelungen. Verschwiegen wird auch, dass Dänemark doppelt so viel pro Arbeitslosen in aktive Arbeitsmarktpolitik investiert wie Österreich.

– Und eine Mindestsicherung ohne

existenzsichernde Standards in der Arbeitslosenversicherung ist keine Mindestsicherung, sondern ein als Sozialhilfereform getarnter Etikettenschwindel. Instrumente der Mindestsicherung müssen neben der Sozialhilfe auch die vorgelagerten Systeme wie Notstandshilfe oder Arbeitslosengeld umfassen. Besser ist es, präventiv zu verhindern, dass Leute in die Sozialhilfe fallen. Verbesserungen in der Arbeitslosenversicherung können die Sozialhilfe entlasten. Die Sozialhilfe ist gar nicht geeignet, regelmäßig wiederkehrende und massenhaft auftretende soziale Risikolagen wie Arbeitslosigkeit oder prekäre Jobs aufzufangen. Sie ist damit völlig überfordert.

– Phasen der Erwerbslosigkeit werden zukünftig die Biografien der meisten ArbeitnehmerInnen prägen. Lückenlose Erwerbsbiografien samt lebenslangen

40-Stunden-Anstellungen dürften die Ausnahme, nicht die Regel darstellen. Auf diese Herausforderungen muss sich auch das Sozialsystem einstellen. Arbeitslosengelder, die nicht in die Armut führen, sind eine zukünftige Versicherung gegen Armut in einer sich verändernden Arbeitswelt, die nicht mehr dem Arbeitnehmerbild der 1960er und 1970er Jahre entspricht.

– Die Valorisierung der Arbeitslosenleistungen muss Teil eines «Mindestsicherungs-ABC» sein, das die materielle Mindestsicherung (A), soziale Dienstleistungen (B) und aktive Arbeitsmarktpolitik (C) umfasst.

Einstweilen hört man Altes aus dem Finanzministerium. Für die Opfer der Krise ist kein Geld da.

Martin Schenk

In der VHS Alsergrund entstand ein Raum für kritisches Palavern
Politik machen, ohne Politik zu machen

Reden über Politik ist zeitlos und unzeitgemäß zugleich. Seine Eleganz bezieht dieser Satz aus der scheinbaren Einheit der Gegensätze. Aber natürlich ist zeitlos sein und unzeitgemäß sein kein Widerspruch – es klingt nur nach einem. Ein Jour fixe in der Volkshochschule Alsergrund steht unter diesem verspielt dialektischen Motto. Jeden ersten Mittwoch im Monat öffnet sich in der Galileigasse 8 ein Freiraum für politisches Debattieren. Das «Politische Café» ist, neben den «Philosophischen Cafés» anderswo in Wien und neben den informellen und halbprivaten Gesprächsrunden, die an die Tradition der Salongespräche anknüpfen, eine Alternative zu den Fernsehenden der «verlotterten Sender» (Ex-ZDF-Moderatorin Elke Heidenreich), die nichts als «Blödsinn» (Marcel Reich-Ranicki) und «hirnlose Scheiße» (Heidenreich) bringen. In diesen Zeiten der Krise wächst das Bedürfnis zum «Politisieren», wobei das Fernsehen als Entpolitisierungsfaktor dagegensteuert. Es möge dabei scheitern.

Der Form nach ist das «Politische Café» eine Publikumsdiskussion mit einem bestimmten Thema unter An-

wesenheit von ExpertInnen. Die nächsten Debatten:

Mittwoch, 4. März: «Politik mit anderen Mitteln». Ute Bock, die NGO-Expertin Eva Berger, Heinz Högelsberger von Global 2000, Glücksforscher Harald Hutterer und die Sängerin und Supervisorin Beatrix Neundlinger diskutieren über die Chancen, ohne das oder gegen das oder neben dem Parlament und seinen Parteien Politik zu machen.

Mittwoch, 1. April: «Geld regiert die Welt!?» Wie eine Geldwirtschaft aussehen kann, in der das Geld wirklich für uns arbeitet und nicht wir für das Geld, darüber werden die BesucherInnen mit dem Komplementärwährungsexperten Rudolf Grandits, der Grünen-Sprecherin Ulrike Lunacek, der Initiatorin des «Geldfrühstücks» Josefa Maurer und dem Ökonomen Engelbert Stockhammer debattieren.

Das Mai-Thema lautet «Gesundheitsversorgung für alle oder Zweiklassen-Medizin?», das Juni-Thema «Vom Pilgern zum Jetlag und retour». Dann macht das Politische Café Sommerpause, und wir rasen mit den Billigflügen in exotische Zonen, wohl wissend, dass wir damit aus ökologischer Sicht ziemlich verantwortungslos handeln. Vielleicht tragen die Argumente der Juni-Debatte dazu bei, dass es unser letzter Billigflug gewesen sein wird. Vielleicht schafft das auch die Krise selbst. R. S.

I N F O
Die Veranstaltungen in der VHS Alsergrund, 1090, Galileigasse 8, beginnen jeweils um 19 Uhr.
www.alserground.vhs.at

Denkanstöße von Mark Terkessidis, der Wien besucht
Integration – ein Wundermittel?

Der Verein «Sand & Zeit», der Augustin-Herausgeberverein, hatte ursprünglich den Untertitel «zur Integration Obdachloser ...» Das ist inzwischen anders – siehe Impressum. Der Begriff Integration war uns zu verschwommen vorgekommen. Verstanden als Wiedereingliederung in die «reguläre» Arbeits- und Konsumwelt, kam Integration als höchstes Vereinsziel nicht in Frage. Im Gegenteil, Augustin-Sozialarbeit und Augustin-Journalismus stehen für das Menschenrecht, auch außerhalb der Zwänge von Bürokratie und Markt zu leben. Zudem wuchsen die Erfahrung und das Wissen, dass die Eliten, die in allen Sonntagsreden den Wert der Integration predigen, in Wirklichkeit jedoch an einem nachhaltigen Ausschluss eines Teils der Bevölkerung interessiert sind. Die Ausgeschlossenen erfüllen viele Funktionen, die nützlich für die Bewahrung der bestehenden Verhältnisse sind.

Auch auf dem Feld der Migrationspolitik ist «Integration» in Verruf geraten. Am 5. und 6. März ist – auf Einladung von SOS Mitmensch unter der Zeitschrift «DerWisch» der Kölner Migrationsforscher und Journalist Mark Terkessidis in Wien. «Wundermittel Integration» ist das Thema

seines Vortrags am ersten Tag. Terkessidis, der auch Mitglied der Initiative «Kanak Attack» ist, verbindet gekonnt Beobachtungen von Pop- und Alltagskultur und Wissenschaft. Er entwickelte den Begriff des rassistischen Wissens, der Rassismus nicht als Vorurteil, sondern als Teil eines gesellschaftlichen Wertesystems beschreibt. Ob alle, die von Integration sprechen, wirklich dasselbe meinen, und was die zu Integrierenden selbst zur allseits angebotenen Integration meinen – solche Fragestellungen sollten das Interesse von Augustin-LeserInnen wecken. Am Freitag, dem 6. März, vormittags kann in der Brunnenpassage am Brunnenmarkt der Terkessidis-Workshop zu Möglichkeiten antirassistischer Praxis besucht werden. ■

I N F O
Lecture und Diskussion
Donnerstag, 5. März 2009
Einlass: 18.30 Uhr, Beginn: 19 Uhr
Semperdepot
Lehargasse 8, 1060 Wien

Workshop
«Möglichkeiten antirassistischer Praxis»
Freitag, 6. März 2009, 10.30 Uhr
Brunnengasse 71
Yppenplatz, 1160 Wien
Achtung: Begrenzte TeilnehmerInnenzahl!
Anmeldung erforderlich
E-Mail: office@sosmitmensch.at

GEHT'S MICH WAS AN?

Herausforderung Zivilcourage

Kürzlich wurden Ergebnisse eines Experiments der York University in Toronto veröffentlicht, in dem die ForscherInnen abtesten wollten, wie Menschen reagieren, wenn sie mit rassistischen Kommentaren konfrontiert sind. Das ernüchternde Ergebnis: Zwar glauben die Testpersonen, dass sie einschreiten würden, in der Realität aber taten sie es nicht.

Die Erklärungen für diese Diskrepanz scheinen aber zu kurz zu greifen. Es seien unbewusste Vorurteile, die Menschen vom Einschreiten abhielten, hieß es etwa. »Je nach Umständen

kann der Rassist in jedem von uns zum Leben erweckt werden», schrieb etwa die «Neue Zürcher Zeitung».

Ja, leider ist es eine oft zu wenig beachtete Tatsache, dass jeder Mensch Vorurteile hat, auch wenn er/sie selbst noch so sehr davon überzeugt ist, »politisch korrekt« zu sein. Und zweifellos können Vorurteile ein Grund dafür sein, dass Menschen nicht einschreiten. Dazu kommt aber noch etwas anderes: Es kann auch etwas mit Überforderung zu tun haben – oder damit, dass man gerne eingeschritten wäre, aber nicht wusste, wie – oder dass

einem schlichtweg der Mut fehlte.

In den Interpretationen der Studie werden zwei Themen vermischt: die soziale Ächtung von Rassismus einerseits und die Bekämpfung von Vorurteilen in den Köpfen andererseits. Das Problem ist: Die soziale Ächtung von Rassismus mag zwar verhindern, dass rassistische Vorurteile auch in aller Öffentlichkeit geäußert werden, an den rassistischen Einstellungen der Personen, die sie äußern, aber ändert dies noch wenig. So sehr es hier Zusammenhänge zwischen beiden Phänomenen gibt, so wichtig aber ist es, die Fragestellungen auseinander zu halten.

Sehr zutreffend ist das abschließende Statement im «Standard» zu dieser Studie: »Der Kampf gegen den Rassismus dürfte demnach noch sehr viel bewusste Anstrengung kosten.« Moralische Empörung ist hier oftmals kein gutes Instrument, denn sie kann sprachlos machen – und damit ist niemandem geholfen.

Sonja Fercher

P.S.: Jetzt anmelden! ZARA bietet in Kooperation mit der VHS Ottakring Anfang März einen Zivilcourage-Workshop in Wien an. Nähere Informationen: www.zara.or.at



Hofer-Container als Obdachlosenfalle

Die Biotonnenvergifter

In Wien werden, im wahren Sinne des Wortes, biotonnenweise intakte Lebensmittel einer Supermarktkette weggeschmissen, anstatt diese an Bedürftige oder an Sozialmärkte weiterzugeben. Dies ist allerdings nur der kleinere Teil des Skandals. Denn, sobald Obst, Gemüse und Brot in der Mülltonne sind, werden sie vom Personal mit Reinigungsmitteln vergiftet, damit sie ungenießbar werden. Dass dadurch Menschen gesundheitlich gefährdet werden, muss den Verantwortlichen bewusst sein.

Der Lidl-Skandal, der weltweite Empörung hervorrief, ist noch gut in Erinnerung. «Mitarbeiter einer Lidl-Filiale in Schweden gossen Putzmittel über abgelaufene Lebensmittel und warfen sie dann weg. Der Grund: Die Angestellten wollten verhindern,

dass Obdachlose – und die neuen AktivistInnen der angewandten Konsumkritik, siehe grauen Kasten Seite 7 – in den Mülltonnen des Markts nach Lebensmitteln suchen. Die deutsche Supermarktkette in Schweden hat sich mittlerweile entschuldigt» (<http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,590329,00.html>). Bei Hofer in Simmering hat man von dem Ärgernis gelernt – nur leider das Falsche! Auch hier füllt der Diskonter regelmäßig gute, teilweise nicht einmal abgelaufene Ware in die Biotonnen und leert anschließend verschiedene Reinigungsmittel darüber. Dass diese Putzmittel oft angenehm duften, verstärkt nur die Hinterhältigkeit, mit der das Personal dort vorgeht, weil die Bettler, oft auch Behinderte, dadurch bisweilen nicht einmal merken, dass die Lebensmittel kontaminiert sind.

Dass dieser Gift-Skandal aufgedeckt werden konnte, ist dem Wiener Bildhauer und Grafiker Christoph Exler und seiner scharfsinnigen Beobachtungsgabe zu verdanken, der in der Simmeringer Hofer-Filiale (Grillgasse 13–15) öfters einkauft und seine Entrüstung zu Protokoll

gab. Nach Augustin-Recherche wurden die haarsträubenden Vorgänge aber auch von anderen beobachtet und bestätigt.

Hofer-Mitarbeiter bauen gehörig Mist

Wie lange schon der Vergiftungswahnsinn dort passiert, konnte nicht mehr festgestellt werden, offenbar läuft er aber immer so ab: Auf dem Parkplatz der Hofer-Filiale stehen vier Mülltonnen der Firma Saubermacher, zwei davon sind dem Biomüll gewidmet. Zumeist gegen Ladenschluss werden durch ein Seitentor von einer Mitarbeiterin des Betriebes allerlei Lebensmittel herausgekartt, gegebenenfalls aus ihren Verpackungen gebrochen und in den Mülltonnen versenkt. Dann leert diese Hofer-Mitarbeiterin Scheuer-, Putz- oder Spülmittel, nicht immer das Gleiche, über die Lebensmittel und wirft die Putzmittelflaschen aus Plastik gleich zu den nun verdorbenen Lebensmitteln dazu. Exler: «Am 24. Jänner um zirka 17 Uhr wurde eine Mitarbeiterin dabei gesehen, wie sie den Inhalt von zwei

Fee-Waschmittelbehältern über volle Lebensmittelmüllcontainer goss.» In diesem Fall, der beispielhaft fotografiert wurde, waren das zweimal zwei Liter 5,33-fach konzentriertes «Fee Super Konzentrat» (15-30 % kalorische Tenside, unter 5 % Duftstoffe, Butylphenyl Methylpropional, Citronellol, Hexyl Cinnamal, Linalool, Methylchloroiloithiazolinone, Methylisothiazolinone), vor dem auf dem Etikett gewarnt wird, dass es «nicht direkt auf die Wäsche» gegeben und man es «außer der Reichweite von Kindern aufbewahren» soll. Nicht alle diese Chemikalien duften so verführerisch wie «Fee», es werden auch aggressiv riechende Mittel verwendet. Am 4. Februar glaubte Exler Scheuermittel über den Lebensmitteln wahrzunehmen. «Es ist unverständlich, dass Lebensmittel oft lange vor dem so genannten «Ablaufdatum» entsorgt werden, anstatt an Hilfsorganisationen zu gehen. Zumeist ist der Biocontainer bis 20 Zentimeter unter dem Rand voll.»

Besonders tragisches Detail: Brot liegt unverpackt im Container, Packungen mit Gebäck werden zuvor aufgerissen, damit nichts



Ein spontaner Lokalaugenschein des Augustin (und zwar diesmal am Naschmarkt) bestätigte: Das weggeworfene Gemüse ist zum Großteil frisch genug – und ausreichend für ein Wohngemeinschaftsessen

unverdorben bleibt. Wenn dann Spülmittel darüber gegossen wird, saugen sich die Backwaren mit diesen wie Schwämme an, sie sind unrettbar verdorben. Exler: «Trotzdem ist das immer bald als Erstes weg!»

Auch in anderen Filialen?

Wie die Hofer-Zentrale in Sattledt dazu steht, ob es dazu eine Anweisung «von oben» gibt, ob das andere Hofer-Filialen (was weiß man dort über die Bräuche anderer Discounter?) ähnlich machen, war in der gebotenen Eile telefonisch nicht zu erfahren, weil diese mit Journalisten nur schriftlich verkehren. Jedenfalls passiert das seit jeher (zumindest) mit Billigung der Simmeringer Geschäftsführung und wird von dieser auch gar nicht bestritten. In einem Gespräch mit der Filialleitung ist man gar nicht um Abstreiten bemüht. Im Gegenteil wird bereitwillig bestätigt, dass die Speisen absichtlich, nicht bloß fahrlässig kontaminiert werden. Hauptsächlich aus zwei Gründen. Erstens: «Weil die Leute, die was rausnehmen, kommen am nächsten Tag, weil das kaputt ist.» Das heißt, dass die Ware beanstandet wird und umgetauscht werden soll.

Kein Wort davon, dass üblicherweise bei einer Beanstandung der Kassensbon vorgelegt werden müsste. Zweitens: «Weil die meisten da hinten herumwühlen, einen Saustall machen. Wir brauchen dann eine Stunde, um das zusammenzuräumen!»

Abgesehen von der Gesundheitsgefährdung wird hier auch gleich eine Latte anderer Gesetze verletzt. Generell sollte das Abfallwirtschaftsgesetz aus 2002 und das Wiener Abfallwirtschaftsgesetz (das für Verwaltungsübertretungen Geldstrafen bis zu 35.000 Euro oder Ersatzfreiheitsstrafen bis zu sechs Wochen vorsieht) über die Moral der Essens-Wegschmeißer wachen.

Die inkriminierten Müllcontainer beim Hofer in Simmering gehören der Saubermacher Dienstleistungs AG, die diese auch leert. Frau Dr. Andrea Rachbauer kann für das Entsorgungsunternehmen und seine «rund 3400 Mitarbeiter» versichern, dass Biomüll, also alles, was in die Landwirtschaft oder in Biogasanlagen geht, zuvor geprüft wird. Die Fahrer sind angewiesen, zu kontrollieren, ob falsche Sachen in der Biotonne sind, sonst wird sie einfach nicht mitgenommen. Ob die gestressten Fahrer verbotene Chemi-

Dumpster Diving

Gegen wen richten sich die Lebensmittelvergiftungsaktionen der Supermärkte? Neben Obdachlosen und anderen Verelendeten ernähren sich zunehmend junge KonsumkritikerInnen aus dem Weggeworfenen, aus der Biotonne. Ausgehend von New York entwickelte sich in den letzten Jahren ein internationales Netz von lokalen Action Groups, die die Mülltonnen von Supermärkten nach Essbarem durchsuchen. Manche dieser Gruppen bezeichnen sich als *Freeganer*. Sie haben für ihre Aktivitäten eine eigene Begrifflichkeit entwickelt: *Containern* heißt Brauchbares aus dem Container holen, *GeObben* heißt, speziell Gemüse und Obst aus der Tonne holen, und der allgemeine Begriff für den Brauch, in

die Mülltonne zu tauchen und Schätze emporzuholen, heißt *Dumpster Diving*. *Freegan* ist abgeleitet vom englischen Begriff »free« für «frei» und «vegan» für eine Person, die keine Tierprodukte verzehrt.

Wird man beim *GeObben* erwischt, kann es unangenehm werden, denn Wachdiensten und Polizei muss man erst einmal erklären, dass man niemandem etwas stiehlt, wie man in zahlreichen Foren im Internet nachlesen kann.

In den Großstädten wird etwa die Hälfte aller Lebensmittel weggeworfen. *Freeganer* verstehen ihre Aktivitäten als Protest gegen dieses Vorgehen.

Quelle: Vienna Online, Wikipedia, www.freegan.at

kalien erkennen würden, ist nicht zu beantworten.

Und: «Ab dem Zeitpunkt, wo der Müll in der Tonne ist, gehört er dem Entsorger!» Auch aus diesem Grunde hätten die Hofer-Mitarbeiter rechtlich gar keine Möglichkeit, diese Lebensmittel zu manipulieren, sie gehen sie einfach nichts mehr an.

Dem Augustin sind bisher keine Gesundheitsschäden durch unbrauchbar gemachte Lebensmittel

aus Hofers Biotonne bekannt. Das ist möglicherweise damit zu erklären, dass Betroffene gesundheitliche Beeinträchtigungen bisher nicht auf das Essen aus der Hofer-Tonne zurückgeführt haben. Weil sie von den skandalösen Zusammenhängen nichts wussten und weil das absichtliche Vergiften von Lebensmitteln in Österreich bisher undenkbar war!

Erich Félix Mautner

«Wirtschaftskrise» als Vorwand einer sozialdemokratischen Rache?

Weltmusikbühne im Exil

Vier Jahre lang war die Weltmusikbühne eine interkulturelle Oase am Donauinselfest, auf der viele internationale KünstlerInnen einen bunten Musik-Mix abseits von Kommerz und Mainstream-Pop dargeboten haben. Auch heuer hätte dies wieder der Fall sein sollen: Der Organisator Friedl Preisl (Akkordeonfestival, Klezmerfestival etc.) hatte die Planung für das dreitägige Programm fast schon zur Gänze abgeschlossen.

Als Preisl jedoch mit den Organisatoren des Donauinselfestes noch einige Details abklären wollte, wurde ihm völlig überraschend beschieden, dass es diesmal keine Weltmusikbühne geben werde. Begründung: «Aufgrund der Wirtschaftskrise sei mit erheblich weniger Einnahmen im Sponsoringbereich zu rechnen ...»

Nun – das wird so schon seine Richtigkeit haben. Tatsache ist allerdings auch, dass das Fest der Wiener SP zu einem sehr erheblichen Teil aus Steuergeldern, nämlich aus dem Kulturbudget der Stadt Wien finanziert wird. Und da mutet es doch sehr seltsam an, dass nun ausgerechnet jene Bühne eingespart wird, die – verglichen mit den meisten anderen Bühnen – ein Programm quer zum Mainstream bringt.

Vielleicht sind aber die finanziellen Gründe auch nur ein Vorwand, um den Organisator der Bühne abzusagen. Dieser hatte es nämlich gewagt, sich mit einem mächtigen Mitorganisator des Inselfestes anzulegen: Mit Josef «Muff» Sopper, enger Vertrauter von «Mr. Donauinsel», dem früheren Wiener SP-Geschäftsführer

und nunmehrigen Landtagspräsidenten Harry Kopietz.

Sopper, der das 1.-Mai-Fest der SP mitorganisiert, ist nicht nur mit 15 Prozent an der GEWISTA-Firma Kulturplakat beteiligt, sondern auch Herrscher über die hochsubventionierte Konzert-Location «Planet Music» im Gasometer. Als solcher hat er auch gleich den Veranstaltungsort Szene Wien mit übernommen. Eine Online-Petition gegen die Kündigung des bewährten früheren Veranstaltungsteams hatte damals auch Friedl Preisl unterschrieben.

Daraufhin wurde er von Herrn Sopper in einem Mail nicht nur wüstest beschimpft, sondern dieser gab ihm auch deutlich zu verstehen, dass er es aufgrund dieses «Aktes der Illoyalität» zutiefst bereue, ihn mit Herrn Kopietz bekannt gemacht und so die Etablierung

der Weltmusikbühne ermöglicht zu haben. Hartnäckigen Gerüchten zufolge könnte Sopper jedoch eine ähnliche Bühne mit einer ihm genehmen Organisatorin wieder aufleben lassen ...

Friedl Preisl ist jedoch keineswegs gewillt, nun einfach klein beizugeben. Anstatt den vielen bereits fix verpflichteten KünstlerInnen abzusagen, plant er eine «Weltmusikbühne im Exil». Diese soll während des Donauinselfestes im nahe gelegenen Donaupark aufgebaut werden und eine qualitativ überzeugende Alternative darstellen zum immer mehr verflachenden Massenspektakel der Wiener SP.

Ob dieser Plan mit einem Konglomerat von kleinen und kleinsten Sponsoren auch finanziert werden kann, ist derzeit noch nicht abzusehen. Sicher ist allerdings, dass der dafür notwendige Betrag – verglichen mit dem Millionenbudget des Donauinselfestes – fast lächerlich klein ist.

Richard Weihs

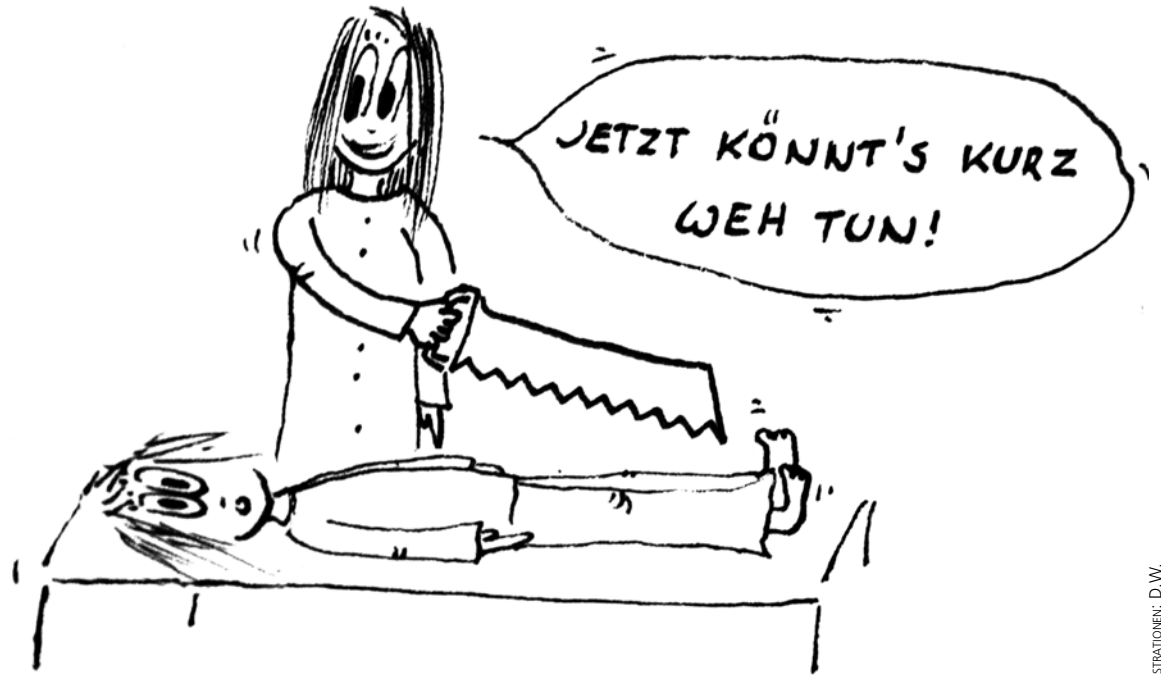
Die Psychiatriedebatte war schon einmal fortgeschrittener

Einfach zusperren?

Der Wiener Psychiatrie-Untersuchungsausschuss tagte am 25. Februar voraussichtlich zum letzten Mal. Diskutiert wurden unter anderem geschlossene Bereiche für die Psychiatrie. Ein Rückfall in die Zeit vor der Psychiatriereform oder doch eine gute Idee?

8.45 Uhr morgens in der psychiatrischen Akutstation eines Wiener Gemeindespitals. Emiges Treiben am so genannten Stützpunkt, einem von hohen Glasfenstern umgebenen Raum am Eingang der Station. Der Kubus ist strategisch so gelegen, dass ein Blick in beide Gänge der Station möglich ist. Gleich beginnt der morgendliche Check-up, die Dienstübergabe des Nachtpersonals an den Tagdienst. Für die nächsten 15 Minuten sind keine Patientenfragen erwünscht, wer trotzdem ans große Glas des verschlossenen Raums klopft, wird auf später vertröstet. Nur die Stationstür, die direkt neben dem Stützpunkt liegt, wird nie aus den Augen gelassen. Rund um die Uhr muss jemand anwesend sein, um sicher zu stellen, dass keiner der per Gesetz untergebrachten Patienten die Station verlässt. Pfleger werden zu Türwächtern.

Alle wissen, wenn ein Patient unerlaubt verschwindet, steht die Polizei und das Gericht vor der Tür. Die Gefahr, dass sich ein «entwischter» Patient suizidiert oder andere Personen angreift, ist immer vorhanden – das Gesetz spricht von «Selbst- und Fremdgefährdung». Fälle wie der einer Wiener Neustädterin, der es im März vergangenen Jahres gelang, aus der psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses Neunkirchen in NÖ. zu flüchten und sich anschließend vor den Zug zu werfen, schüren die Ängste aller Beteiligten. Hier wie in anderen Fällen gab es Überlegungen der Polizei, die Station wegen fahrlässiger Tötung durch Unterlassung der Aufsichtspflicht zu



SEGMENTIERUNG

klagen. Die Verbindung von pflegerischer oder medizinischer Versorgungsaufgabe und strafrechtlicher Verpflichtung durch das Unterbringungsgesetz sind Teil des beruflichen Spagats, den Ärzte und Pfleger tagtäglich vollführen.

Bewegungsbeschränkung: ein Graubereich

Wäre es also die nervenschonendere Lösung, einfach «zuzusperren»? Könnte man sich dann mehr auf die Patienten konzentrieren und eine bessere Betreuungsqualität gewährleisten? Und würde dies zu einer Verminderung freiheitsbeschränkender Maßnahmen im geschlossenen Bereich (weniger Fixierungen, aber auch weniger Zwangsmedikation) führen? Keine leichten Fragen, vor allem nicht in einer Stadt, die seit den frühen 90er Jahren stolz darauf ist, auf geschlossene Abteilungen zu verzichten. Zum ersten Mal werden nun wieder Stimmen laut, die nach deren Wiedereinführung rufen.

Rein rechtlich befindet man sich mit dieser Fragestellung im Graubereich. Das 1991 verabschiedete Unterbringungsgesetz, das eine verbindliche Rechtsgrundlage für die zwangsweise Einweisung, Unterbringung und Anhaltung in psychiatrischen Abteilungen schuf, lässt offen, wie eine Bewegungsbeschränkung zu erfolgen hat. Medizinjurist Christian Kopetzki weist darauf hin, dass der räumliche Umfang der Beschränkung für die gesetzliche Unterbringung keine Rolle spielt. Laut Kopetzki schreibt das Gesetz nur vor, dass Betroffene am Verlassen eines Aufenthaltsorts gehindert werden müssen. Die Wahl der Mittel, die zur Beschränkung der Bewegungsfreiheit eingesetzt werden, ist unerheblich.

Auslöser der aktuellen Diskussion ist der zwischen März 2008 und Februar 2009 im Wiener Rathaus abgehaltene Psychiatrie-Untersuchungsausschuss, wo Experten aus den Bundesländern mehrheitlich von offenen psychiatrischen Stationen mit abgetrennten geschlossenen

Bereichen berichten. Die neu ausgebauten Kinder- und Jugendpsychiatrie am Rosenhügel macht bereits vor, wie es auch in Wien anders gehen könnte. Hier wurden erst kürzlich vier Akutbetten in einem verschließbaren Bereich als Teil einer Station eingerichtet, der mit neuester Sicherheitstechnologie ausgestattet ist. Keine geschlossene Abteilung im eigentlichen Sinn, wie Primar Gössler im Ausschuss betonte, sondern vielmehr ein separierbarer Teil einer bestehenden offenen Station. Nicht untergebrachte Patienten, die trotzdem den 4er-Bereich bewohnen (was aus Kapazitätsmangel wohl vorkommt), können mit einem Schlüssel ein- und ausgehen. Ein Versuch, der Schule machen könnte.

Repression bleibt nie ohne Folgen

Dagegen erhebt sich Protest. Bereits im Juni vergangenen Jahres betonte Professor Rudas, Leiter des Psychosozialen Dienstes Wien, vor dem Ausschuss die Gefahr der erneuten

Stigmatisierung Betroffener durch die verschlossenen Türen. Die Bitte um den Schlüssel könnte sich vor allem für diejenigen als problematisch erweisen, die den Aufenthalt freiwillig gewählt hätten. Folgt man den von Professor Rudas zitierten Argumenten einer Studie, so darf auch eine Abnahme der Fixierungen durch verschlossene Türen hinterfragt werden. Die Erfahrung zeige, dass auf geschlossenen Abteilungen ebenso wie im offenen Bereich mit körpernahen Beschränkungen gearbeitet würde. Psychiatrieerfahrene bestätigen die These, dass verschlossene Türen nicht zwangsläufig zu einer Reduzierung von Körperfixierungen führen müssen. Zwei Betroffene, die mehrere Aufenthalte in der geschlossenen Psychiatrie des früheren LKH Maria Gugging verbrachten, berichten in diesem Zusammenhang davon, dass das Gefühl, «komplett eingesperrt» zu sein, die Ressentiments gegenüber der zwangsweisen Anhaltung noch verstärkt hätten. Ein Grund, aggressiver zu werden, für das Personal ein Grund mehr, zu fixieren.

Der deutsche Psychiater Othmar Bernardi schreibt in seinem Buch

«Psychiatrie mit offenen Türen. Offene stationäre Psychiatrie in der Pflichtversorgung», dass Zwang in Form verschlossener Türen gleichermaßen «Aggression und Entweichungstendenzen» bei den Betroffenen hervorrufen würde. Repression kann nie ohne Folgen bleiben, verschlossene Türen und damit verbundene Isolation sind ein Zeichen. Aber auch offene Türen, wenn sie sich in einem System befinden, das mit ihnen umzugehen weiß. Wer offene Türen will, muss geschult sein dafür.

Offene Anstalten brauchen mehr und besser ausgebildetes Personal

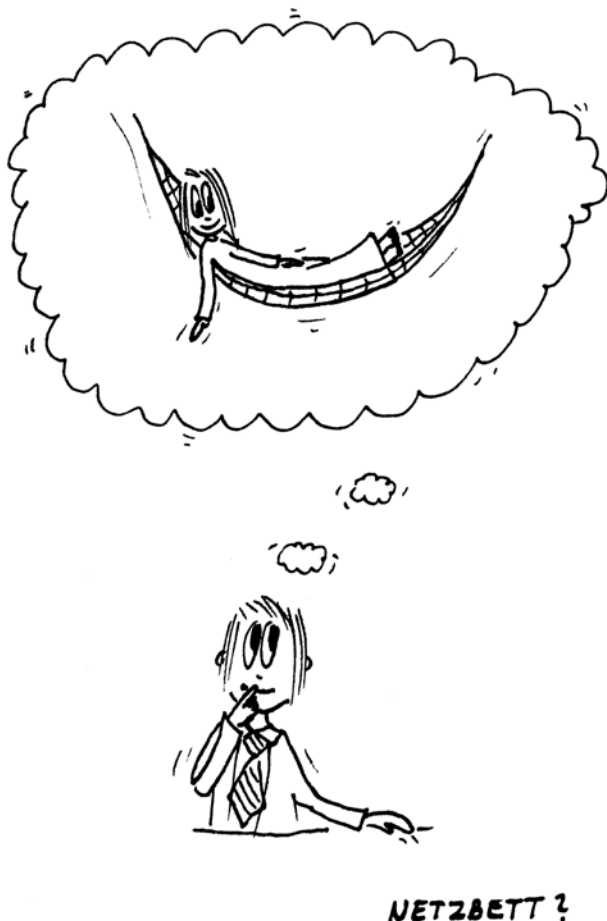
Laut Othmar Bernardi braucht es für eine funktionierende offene Psychiatrie den Einsatz jedes Teammitglieds im Sinne einer frühen Kontaktaufnahme und des Herstellens einer Beziehung sowie hohe Verantwortlichkeit und eindeutiges Handeln und Begrenzen. Die sichtbare äußere Grenze in Form der verschlossenen Tür wird durch eine persönliche Barriere ersetzt.

Purer Idealismus? Was Wien betrifft, sicherlich hohe Anforderungen,

denen die wenigsten der offen geführten Akutpsychiatrien zurzeit genügen können. Beginnend bei der Beseitigung des oft angeprangerten chronischen Personalmangels über Eigenerfahrung des Pflegepersonals bis zu verpflichtender Supervision in der Dienstzeit – Möglichkeiten einer Verbesserung gäbe es viele! Zusperrern ist die billigste und einfachste. Der Wunsch nach strengerer

Reglementierung darf jedoch nicht eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit dem momentanen System Psychiatrie und seinen Schwächen ersetzen. Eine Rückkehr zu paternalistischen Strukturen und Kontrollfunktionen wäre ein Rückschritt für eine Stadt, die sich einst als führend in reformpsychiatrischen Bemühungen pries.

Dagmar Weidinger



Warnung vor unseriösen Jobinseraten

«Eigeninitiative ist gefragt»

Antwort und Beitrag zum «Lexikon der Sabotage» oder doch nur Zeichen der Zeit:

Ist es bereits normal für eine entsolidarisierte Gesellschaft, dass man sich gegenseitig immer schamloser zu betrügen versucht? Eine Fallstudie.

«Eigeninitiative ist gefragt», predigte die AMS-Beraterin streng und trommelte mit den Fingern aufs Pult. Der Frau kann geholfen werden, dachte Erich M., 52, arbeitslos, und setzte auf Eigeninitiative. Schnell wurde er fündig. «Datenerfassung von zu Hause aus – Teilzeit» versprach ein Stellenangebot, das er bei «job-adler.at» besuchte, und für gut keine Arbeit haben die anderen Arbeit mit der Arbeit. Deswegen muss man sich privaten Vermittlern ausliefern, gemäß dem mantraartig wiederholten Heilsversprechen «mehr privat, weniger Staat». Und so geschah es auch.

Viele private Anbieterseiten versprechen Jobs gratis; die meisten Inserate werden von unpersönlichen GMX-Adressen angeboten («doppler1964»). Solche gut frequentierten Seiten finanzieren sich durch «Clients», die darauf klicken. Und je mehr Klicks zusammenkommen,

desto mehr Belohnungen (etwa durch GoogleAd) werden für die Seitenbetreiber ausgespuckt. Bei weit verbreiteten Kundenseiten ergibt sich eine erkleckliche Summe. Ganz egal, wie die Page-Impressions zustande kommen (Sex, Porno, Crime, Skandal, Promibilder etc.). Oder eben auch durch Jobinserate, besonders in Zeiten der (kommenden) Krise.

Man suchte «Datenerfassung/Heimschreibkraft»: «Dies ist eine legitime Arbeit von zu Hause aus. Kein Verkauf, keine Leute anrufen, reine Schreibearbeit.» Verdienst war möglich und auch verheißungsvoll: «Verdienen Sie 200 bis 500 Euro die Woche, Vollzeit-Teilzeit möglich.» Also schnellstens die Beine in die Hand genommen und die angegebene Adresse kontaktiert. Fast auf dem Fuß folgte elektronische Antwort: «Vielen Dank für das Interesse. Wir haben Ihre Bewerbung empfangen und wir wissen, wie Sie diese Arbeit mögen werden, um ein dauerhaftes Einkommen von zu Hause aus zu erwirtschaften.»

Ja, das wollte der arbeitslose Erich M., 52, haben; auch damit seine AMS-Betreuung ihm nicht mehr ständig in den Ohren liegt. Doch weiter im Text: «Sie können daher arbeiten, wann immer es Ihre Zeit erlaubt (am Tage, in der Nacht oder auch an den Wochenenden).

Sie werden Kleinanzeigen schreiben und E-Mails beantworten. Für all diese Tätigkeiten erhalten Sie von uns ausführliche Ausbildungsmaterialien zugesandt, die Ihnen Schritt für Schritt erklären, wie Sie die Aufgaben auszuführen haben.» Also ran an die Arbeit: «Der Betrag des Geldes ist völlig abhängig davon, wie viel Zeit und Bemühungen Sie für Ihre Arbeit aufbringen. Eine durchschnittliche Datenbearbeiterin verdient 200–500 Euro pro Woche mit dieser Tätigkeit.»

Nun denn, her damit: «Ihre Ausbildungsmaterialien werden innerhalb von 24 Stunden per E-Mail zu Ihnen gesandt, nachdem die Kosten für das Trainingsmaterial bei uns eingegangen sind. Die Ausbildungsgebühr beträgt einmalig 10 Euro. Es gibt keine anderen Kosten, das wird garantiert», steht im Beantwortungsmail. Klingt viel zu schön, um wahr zu sein – und auch seriös?

In Wirklichkeit muss man nur Geld für wertloses Informationsmaterial bezahlen

«Das Erstellen der Schulungsmaterialien nimmt Zeit und Kosten in Anspruch und für Spaßanforderer haben wir keine Zeit. Wenn Sie also ernsthaft daran interessiert sind, als Kleinanzweigschreiber tätig zu

werden, möchten wir Sie bitten, den Betrag von 10 Euro für die Schulungsmaterialien zu überweisen. Wenn das Geld auf dem Konto ist, werden Sie Ihren Ausbildungsordner per E-Mail erhalten. (...) Danach können Sie dann bereits schon mit der Arbeit beginnen. Bedenken Sie, je früher Sie die Ausbildungsmaterialien erhalten, desto früher werden Sie anfangen, Geld zu verdienen. Wenn Sie die erste Anwendung erfolgreich beendet haben, haben Sie Ihr Geld für die Ausbildungsmaterialien bereits wieder zurück.»

Misstrauisch geworden? Herr Erich M., 52, war es auch. Also setzte er eine weitere Eigeninitiative. Und hier kommt die Expertin der Arbeiterkammer Wien ins Spiel: Dreimal wurde dieses Thema bereits untersucht. «Auch wenn es noch so verlockend erscheint», warnt Manuela Delapina von der AK, «uns sind derartige unseriöse Nebenverdienst-Inserate bestens bekannt. Es handelt sich hierbei um Betrug, um Irreführung der Arbeitssuchenden. Man erwartet sich einen Job. In Wirklichkeit muss man nur Geld für wertloses Informationsmaterial bezahlen. Betrug deswegen, weil es keinen Job gibt, sondern man gegen Geld häufig nur wertloses Material bekommt, wo wiederum nur weitere vermeintliche Jobangebote stehen, für die man wiederum bezahlen müsste. Das geht unendlich so weiter.» Das Problem hat – wie von einer bösen Macht angekippt – mittlerweile einen Dominoeffekt bewirkt. Ein Schneeballsystem der Verlotterung, eine Kettenreaktion von Verzweifeln?

«Der Job würde nur darin bestehen, dass man genauso vorgehen und diese Angebote selbst über E-Mail verbreiten und daran verdienen soll. Daher raten wir: Hände weg von solchen Jobangeboten, für die man im Voraus Geld für Infos bezahlen muss. Des Weiteren gilt Vorsicht, wenn man nicht wirklich weiß, mit wem man es eigentlich zu tun hat oder worum es sich im Detail handelt. Ein seriöses Unternehmen tritt immer offiziell auf! Vorsicht ist auch geboten, wenn nur eine Postfachadresse und

ab-ort-musik

Donnerstag, 5. 3. 2009

JOKIĆ, MARIA UND JOSEF

Ljubinka Jokić, eine mit allen Wassern gewaschene Sängerin und Stromgitarristin von Großformat, lief eines Tages der jungen Ausnahmesängerin und Multiinstrumentalistin Jessica Maria Slavik über den Weg, die bei Mankers Alma-Stück den aus namhaften Bands bekannten Bassisten Roman Josef Britschgi kennen gelernt hatte; er traf Ljubinka Jokić bei einer Demonstrations-Session gegen den Abriss von denkmalgeschützten Barockgebäuden im Augarten. Seither geschah vieles ... Man feierte ein rauschendes musikalisches Fest anlässlich des Geburtstages der Malerin Maria Lassnig, musizierte mit den Birthday-Banditen im Ragnarhof, trat eine musikalische Reise nach Warschau und Krakau an, arbeitet nun an der Musik für den Spielfilm «Post Coitus» und schmeckt gerade eine neue musikalische Marinade ab, gewürzt mit wechselnden Gästen, Blut und Honig.

1020, Lokativ, Arnezhofstraße 12 (demn. Selma Steinmetzstr. 12). 20 Uhr, Eintritt: Spenden.



Foto: Erich M.

«Hände weg von Jobangeboten, für die man im Voraus Geld für Informationen bezahlen muss», rät AK-Konsumentenschützerin Manuela Delapina

diese womöglich nur im Ausland angeben ist», bringt es Frau Delapina auf den wunden Punkt. «Geschäftsmacher oder Trittbrettfahrer versuchen aus der Not arbeitssuchender Menschen Kapital zu schlagen, und das nimmt leider zu.» Sie relativiert: «Viele Leute haben gar keine kriminelle Ader, sondern versuchen lediglich ihre Schadenssumme wieder hereinzuspielen. Dabei machen sich viele strafbar, ohne es zu wissen.» – Und tut wer etwas dagegen, damit sich dieser Flächenbrand im Internet in kommenden, noch schwierigeren Zeiten eindämmt?

Fazit: Der Konsumentenschutz ist noch nicht ganz abgeschafft

Das zuständige BMfSK (Bundesministerium für Soziales & Konsumentenschutz) am Stubenring hat den Konsumentenschutz im Namen und seinen Weg auch schon ins Internet gefunden (www.bmsk.gv.at). Und schau an! Die Website weist zwei Nummern als «Hotlines» aus: «Verein für Konsumenteninformation, Telefon: 0900 91 00 24 (max. 0,68 Euro pro Minute)» und «Konsumententelefon für Wien und Umgebung, Telefon: 0900 90 00 24 (max. 0,45 Euro pro Minute)». Öha! Und Frage: Warum ist die zweite Hotline

billiger? Eigentlich egal, der Witz an der Sache: Beide sind kostenpflichtig – und das unter der Ägide von «Sozialdemokraten»: nun Hundstorfer, vorher Buchinger.

Typisch, Zeichen der Zeit: Eine Mehrwertgebührennummer (!) wie für Telefonsex. Also wer bei diesen Tarifen länger in der Leitung hängt (und das geht schnell), kann seine Beschwerde gleich ins Plastiksackerl sprechen und vor die Tür stellen. Oder wenigstens dem Betrüger helfen, doch noch auf seinen Schnitt zu kommen. Fazit: Der Konsumentenschutz ist noch nicht ganz abgeschafft. Immerhin wird bei einem Bürgerministerium mit den Ressourcen im Sinne des Rechnungshofes umgegangen: wirtschaftlich, effizient und sinnvoll.

Somit bleibt die Arbeiterkammer als der «letzte Mohikaner» auf dem verlorenen Reservat des Konsumentenschutzes – und bietet Hilfe und Beratung kostenlos an. «Ein Job soll nichts kosten, für eine Arbeit sollte man was bekommen! Und diese Form der unseriösen Jobinsetrate hat speziell über das Internet zugenommen», sagt Frau Delapina abschließend.

Erich M., 52, arbeitslos, ließen diese zunehmenden Betrugsversuche keine Ruhe. «Wenn man googelt,

findet man diese Inserate überall, haufenweise; man findet kaum mehr ein seriöses Inserat, wo ein richtiger Name und eine richtige Firma dabeistehen.» Das Bundeskriminalamt meinte nach seiner Anfrage, man könne da wieder mal nix machen! Weil es sich nämlich um einen Graubereich im Internet handle. «Man müsste auf zivilrechtlichem Weg seine 10 Euro einklagen – und wer tut sich das schon an?»

Erich M., 52, immer noch arbeitslos, kontaktierte erneut den «Jobanbieter» im Internet und hämmerte vor Wut schnaubend in die Tasten: «Netter Versuch, E-Mail ans Bundeskriminalamt weitergeleitet.» Prompt kam die Antwort (hier im Original): «Sehr geehrter Herr M.! Ich bin selbst seit 5 Jahren arbeitslos! Internet-Abzocke! Bin auch genug abgezogen worden!»

Eigentlich sollte man Mitleid haben, zu welch verzweifelten Versuchen die Menschheit greift – vor lauter Gier nach Ich-AG und gut heißenem Egoismus. Und die Gratisseitenbetreiber verspüren auch weiterhin nicht die geringste Lust, diese unseriösen Jobinsetrate zu löschen, solange man nicht dafür belangt und haftbar gemacht werden kann. Wie heißt es doch so schön motivierend im Lockangebot: «Wir würden

uns freuen, wenn Sie sich unserem Team anschließen. Bitte kontaktieren Sie uns, wenn Sie weitere Fragen haben. Und denken Sie daran, wir sind hier, um Ihnen bei jedem Schritt zu helfen.» Dennoch war keiner dieser «Jobanbieter» für ein Recherchegespräch zu erreichen. Auch ohne zusätzliche Eigeninitiative: Erschütternd. Oder Zeichen der Zeit? Symptom der voranschreitenden Entsolidarisierung? Und die AMS-Beraterin zuckt resignierend mit den Schultern, als wollte sie sagen: Was kann man schon machen, aber Hauptsache Eigeninitiative ...

Karl Weidinger

Internetbetrug – Jobinsetrate: rechtlich gesehen
Was kann man als bereits Geschädigter unternehmen?

(1) Anzeige wegen Betruges (§ 146 StGB) bei Polizei oder Staatsanwaltschaft erstatten. Oder zivilrechtlich auf Schadenersatz wegen Irreführung klagen, da per Inserat ein Job in Aussicht gestellt wird, den man nicht erhält, sondern nur wertloses Papier (ist aber bei der unpersönlichen Geschäftsanbahnung über Internet ein guter Witz).

(2) Anzeige beim Bundesamt für Soziales für Wien, NÖ und Burgenland (1010 Wien, Babenbergerstraße 5) wegen unerlaubter entgeltlicher Arbeitsvermittlung (§ 48 bzw. § 17 des AMFG).

Dies betrifft jene Fälle, bei denen gegen Entgelt nur weitere Adresskataloge zugeschickt werden. Seit 1. Juni 2000 gilt ein Rücktrittsrecht nach § 5e Konsumentenschutzgesetz-Fernabsatz, wonach es möglich ist, von einem im Fernabsatz geschlossenen Vertrag innerhalb von 7 Werktagen zurückzutreten. Die Frist beginnt mit dem Tag des Eingangs beim Verbraucher zu laufen. Ist der Unternehmer seinen Informationspflichten nach § 5d Abs. 1 und 2 nicht nachgekommen, so beträgt die Rücktrittsfrist 3 Monate.

I N F O

Arbeiterkammer Wien
Abteilung: Konsumentenpolitik-Marktforschung
Prinz-Eugen-Straße 20–22
1041 Österreich
Tel.: (01) 501 65-2593
E-Mail: konsumentenpolitik@akwien.or.at
www.konsumentenschutz.at

Italien: Straßenzeitungen gegen Anti-Nichtsesshaften-Gesetz

Der Sesshafte der Republik

«Er ist der Letzte: ein Mensch wie wir. Das Leben hat ihn an den Rand verbannt. Aber seine Rechte bleiben diejenigen eines jeden Bürgers. Und die Politik, obwohl sie im Namen der kollektiven Sicherheit handelt, darf nicht die Verantwortung dafür übernehmen, sie zu schwächen und zu gefährden.» Ein Auszug aus einem Statement des Italienischen Verbands für Menschen ohne festen Wohnsitz zum Gesetzesentwurf 733. MenschenrechtsaktivistInnen nennen es ein Anti-Nomaden-Gesetz.

Anfang Februar 2009 hat der italienische Senat dieser umstrittenen »Verordnung zur Sicherheit« zugestimmt. Diese Verordnung enthält mehrere Novellen zu bereits bestehenden Gesetzen als auch einiges Neues. Rechtskraft kann es jedoch erst nach Zustimmung der Abgeordnetenkammer erlangen. Am stärksten betroffen vom Law-&-Order-Wahn Berlusconi wären Sinti und Roma.

Das Dekret Nr. 733 sieht nämlich unter anderem vor, dass «die Einschreibung in das Melderegister einer Verifizierung durch die zuständigen Kommunalämter unterliegt. Und zwar unter Berücksichtigung der Legalität der Immobilie, abhängig von den sanitären Bedingungen der Immobilie «im Sinne der geltenden sanitären Normen».

Zum ersten Mal ist exklusiv nur von «Immobilie», Wohnung, die Rede. Das impliziert a priori den Ausschluss aller Menschen, die in Wohnwagen, Campingbussen, Bauwagen oder Ähnlichem wohnen, von der Möglichkeit einer legalen Meldung. Bis dato genügte für die Anmeldung zwei Kriterien, nämlich der Wille des Bürgers und die tatsächliche Anwesenheit desselben. Laut Rundbrief Nr. 8 des Innenministeriums vom 29. Mai 1995 bezieht sich der Begriff Wohnsitz auf den dauerhaften Aufenthalt der Person im Kommunalterritorium. Das heißt, dass selbst, wenn das gegenständliche Gebäude

über keine Zulassung verfügt, dieser Umstand nicht die Anmeldung verhindern kann.

Der italienischer Revisionshof hatte diesen Ansatz im Juni 2000 bestätigt und sprach dabei von einem gemeinsamen Interesse der öffentlichen Verwaltung und des Individuums, um im Speziellen die Ausübung der zivilen und politischen Rechte zu ermöglichen und im Allgemeinen den Wohnsitz und Familienstand zu beweisen.

Betroffen von der neuen Verordnung wären freilich nicht nur Angehörige der Sinti und Roma. Viele italienische Haushalte entsprechen den neuen Kriterien nicht. Mit dem so genannten Sicherheitspaket riskieren also tausende italienische Bürger nicht nur das Wahlrecht, sondern auch eine Reihe anderer Rechte, die mit dem Wohnsitz verbunden sind – wie Führerschein, Arbeitslizenz, Krankenkasse: Grundrechte also.

Laut dem Ergebnis einer Untersuchung des italienischen Statistikinstituts ISTAT waren im Jahre 2005 0,7 % der Haushalte ohne Toilette, 1,2 % ohne Bad und Dusche, 1,3 % ohne heißes Wasser. 17,5 % der Mieterfamilien und 9,7 % der Hausbesitzerfamilien wohnten in Gebäuden mit Bauschäden. 25,2 % der Mieter und 18 % der Besitzer wohnten in sehr feuchten Wohnungen. 16,6 % der Mieter und 8,6 % der Eigentümer lebten in spärlich beleuchteten

Wohnungen. Das Leben in solchen Wohnungen ist nicht den sanitären Normen entsprechend. Der «Meldezettel» ist in Gefahr.

Wo «Sicherheit» draufsteht, ist Sozialabbau und Diskriminierung drin

Ein weiterer Artikel des so genannten Sicherheitspaketes enthält die Errichtung eines nationalen Registers von Menschen ohne festen Wohnsitz. Innenminister Roberto Maroni sagte dazu beim Unicef-Treffen in Rom (unter Ausschluss der Vertreter von Sinti und Roma): «Es unakzeptabel, dass in einem zivilisierten Land wie unserem, in Städten wie Mailand und Rom, Kinder mit Mäusen an ungesunden Orten leben.» Nach Maronis Auffassung liegt die Schuld bei den Eltern. Derselbe Minister, der neue «Nomadenlager» wie Castelromano in Rom, ohne Trinkwasser, errichten lässt, phantasiert weiter von «offensichtlichem Kinder-Organhandel», wie immer ohne Beweise, um auch gleich die Lösung des «Problems» zu präsentieren: die Errichtung einer nationalen und europäischen DNA-Datenbank.

Das Nationalregister von Menschen ohne festen Wohnsitz (Artikel 50 ehem. 44 vom Gesetzesdekret 733) würde sich laut Mazzatorta, Senatsführer der Lega Nord, nicht gegen «Stadtstreicher», sondern gegen

das «Nomadentum» richten. Kritiker unterstreichen die Parallelen mit der nationalsozialistischen Erfassung Menschen jüdischer Herkunft im Jahre 1935. Die neue «Volksgruppenerfassung» gilt vor allem den italienischen Sinti, die in den «campi nomadi» wohnen oder ständig durchs Land wandern.

Abgesehen von den zu erahnenen Kontrollzielen hätte das Verzeichnis unvorhersehbare Auswirkungen auf den realen Zugang der italienischen Sinti zu den Dienstleistungen des Staates. Ein Beispiel: Sollten einer italienischen Sintifamilie aus Venedig irgendwelche Probleme entstehen, weiß sie nicht, an wen sie sich wenden soll: an ihre Stadt oder direkt an Rom? Weiters ist es nicht zu unterschätzen, was auf dem Ausweis geschrieben steht: «Ohne festen Wohnsitz». Diese Diktion kann zu beträchtlichen Einschränkungen der Lebens- und Arbeitschancen führen. Mit diesem Stempel im Ausweis wird es sogar schwierig werden, ein Video auszuleihen, geschweige denn Arbeit zu finden. Aus diesen Gründen fordern Menschenrechtsorganisationen, das Diskriminierungsdekret 733 zurückzunehmen – und dadurch zu verhindern, dass italienische Bürger und Bürgerinnen nach der Wohnungstypologie geteilt werden.

Ein Zusammenschluss sechs italienischer Straßenzeitungen versucht dagegen mobil zu machen, da sie das Paket als Sondererfassung und Diskriminierung von Menschen ohne festen Wohnsitz betrachten. Die Erscheinung der verschiedenen Blätter unter dem gemeinsamen Titel «Der Resident (Sesshafte, Wohnsitz-Inhaber) der Republik» wird organisiert von den Straßenzeitungen «Foglio di via» (Ausweisungsbefehl) aus Foggia, «Fuori Binario» (Entgleist) aus Florenz, «Piazza Grande» aus Bologna, «Scarp de Tennis» (Tennisschuhe) aus Milano, «Shaker pensieri senza dimora» (Obdachlosengedanken) aus Rom und «Terre di mezzo» (Mittelländer) aus Mailand.



Italienische Sinti gegen die Diskriminierung von Menschen mit prekärem oder gar keinem Wohnsitz

Text: Enrico Fletzer
Bearbeitung: Michael Kothbauer

«Wie ein Vogel»

N° 198



**LOKAL-
MATADORIN**

Ingrid Häusler verleiht Flügel – mit ihr segeln Wiens Stadtdadler runter zum kritischen Punkt.
Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Es ist ein faszinierender Moment. Wenn ihre Hand plötzlich vom Esstisch abhebt und wie ein Vogel über Krapfen und Kaffeehäuferln segelt, während sie beschreibt, was sie oben auf dem Sprungrichterturm erlebt: «Es ist ein faszinierender Moment. Wenn der Springer plötzlich vom Schanzentisch abhebt und wie ein Vogel über den Vorbau segelt.»

Ein Wohnzimmer am Rennbahnweg, oben im sechsten Stock. Das improvisierte Sekretariat der Nordischen befindet sich fast standesgemäß im Norden der Stadt. Ja, richtig: Es geht um Skispringen – in Wien. Ingrid Häusler hat nämlich ein Faible für exotische Sportarten.

In jungen Jahren, als Frauenfußball in Europa noch nicht en vogue und in Wien sogar ausdrücklich verboten war, spielte die inzwischen 56-jährige Donaustädterin in der Mädchenmannschaft von Union Landhaus. Vielleicht waren es auch die derben Zurufe der Voyeure am Spielfeldrand, Faktum ist, dass die Geburt ihrer Tochter sowie die Ausbildung zur Industriechemie-Kauffrau ihre fußballerischen Ambitionen vorzeitig stoppten.

Na, und in der Altersteilzeit hätte es sich die langjährige Mitarbeiterin der Firma Immuno (heute Baxter) auch einfacher machen können. Stadtdadler? Skispringer aus Wien? Ungläubig schütteln die gelernten Hauptstädter den Kopf. Bisweilen ablehnend reagieren auch die Bergvölker im fernen Westen: Eine Frau, noch dazu eine aus Wien, bei uns oben auf dem Sprungrichterturm? O Gott, o Gott!

«Ich hab' zum Glück einen langen Atem und eine gute Ellbogentechnik», betont die Mieterin am Rennbahnweg, den man auch eher mit verzückten Springmessern als mit verzückten Skispringern in Verbindung bringt. «Und ich hab' in Toni Innauer und Paul Ganzenhuber Fürsprecher



Ingrid Häusler hofft, dass auch die Stadt Wien über ihren Schatten springt

für uns Wiener gefunden. Das sind echte Sörs.»

In der Tat: Vor vier, fünf Jahren brachte der Österreichische Ski-Verband das Skispringen in die Bundeshauptstadt, besser gesagt auf die Donauiinsel. Dort wurde im Rahmen des Wiener Ferienspiels eine 15-Meter-Schanze aufgebaut. Seither träumt auch ihr Sohn, der Philipp, vom Fliegen.

Er nützte die Schanze und erlernte den V-Sprung, noch ehe sich sein Vater Viktor Sorgen machen durfte. «Wir haben das damals ein bisschen hinter dem Rücken meines Mannes begonnen», sagt Frau Häusler mit einem wissenden Lächeln.

Seither macht die Familie Kilometer auf der Südautobahn. Die nächstgelegene Sprungschanze, vom Rennbahnweg aus betrachtet, befindet sich in Mürrzuslag, und das nächstgelegene Skigymnasium in Spittal an der Drau. Mama Häusler erzählt stolz, dass ihr Sohn das Sprungbrett

in den Alpen nützen möchte. Dass er bereits ein Halbjahr dort im Internat hinter sich gebracht hat. Und dass er inzwischen an die 90 Meter weit springen kann.

Der kritische Punkt – für die Wiener Stadtdadler kein Problem mehr. Am Anfang belächelt, sind einige Wiener heute konkurrenzfähig. Bei der Vier-Schanzen-Tournee für Schüler gab es sogar Podestplätze.

Noch steckt die umtriebige Obfrau, sie ist übrigens auch Sprunglaufreferentin für den Wiener Nachwuchs, mitten in ihrer Ausbildung. Doch schon gebieten ihre strengen Haltungsnoten Ehrfurcht: «Mir kann keiner einen Telemark vorschwindeln.» Immerhin kennt sie das Geheimnis des optimalen Aufsprungs schon lange, nicht nur von TV-Übertragungen. «Ich bin schon früher zu den Springen nach Bischofshofen, Innsbruck und Bad Mitterndorf gefahren, damals noch als begeisterte Zuschauerin.»

Zwischen den Wettkämpfen wirbt die Insiderin schier unermüdlich für Wien. Mit Erfolg: Damit den Eltern der Wiener Springer noch Geld fürs Benzin bleibt, sponsert der Skipool einen Teil der teuren Ausrüstung (ein Paar Ski, Bindung, Helm, Brille, Handschuhe und der Sprunganzug – das gesamte Paket kostet mehr als 1500 Euro).

Und in der Waschküche eines Hetzendorfer Gemeindebaus haben die Stadtdadler ein kleines Nesterl gefunden. Dort kann die Ausrüstung gelagert und gewartet werden. Wenn Not am Mann ist, legt sie selbst Hand an. Keine Frage: Wollen sich die Wiener behaupten, müssen auch ihre Sprunglatten ordentlich gewachst werden.

Zurück im Norden von Wien, am Rennbahnweg, spricht Ingrid Häusler von etwas Größerem: Einer eigenen Sprunganlage irgendwo am Stadtrand, am besten am Ende einer U-Bahn-Linie. «Dann müssten wir nicht mehr in die Steiermark fahren, um den interessierten Wiener Kindern unseren Sport näher zu bringen.» Der Bürgermeister kann sich das vorstellen, hat er dem Kollegen Innauer kürzlich versichert. Allerdings wurde auch den Wiener Eishockeyspielern schon so manches versichert.

Ein Traum wäre das natürlich schon. Der Philipp stößt sich oben vom Balken ab, rast die Anlaufspur hinunter, springt ins Nichts, 50.000 Wiener rufen «Zieh», er landet weit, sehr weit unten, und die Sprungrichter-Mamsch vom Rennbahnweg kann die Höchstnote 20,0 geben. Nicht nur Söhne, auch Mütter träumen. Kurz wenigstens. «Wenn er mit dem Springen aufhören und zurück nach Wien will, muss ich das auch akzeptieren», sagt sie. Ihr Mann, der Vickerl, nickt jetzt zum ersten Mal. Ernsthaft. ■

*
«Lokalmatadore» nennt sich der Sammelband zur gleichnamigen Porträtserie – erhältlich bei Ihrem Augustin-Verkäufer sowie im Buchhandel.

Verhütungsmuseum ist weltweit einzigartig

Aufgeklärtes Wien

Unweit des Westbahnhofs ist nicht nur die Abtreibungsklinik Gynmed des Gynäkologen DDr. Christian Fiala beheimatet, sondern auch Wiens einzigartiges Verhütungsmuseum. Nach vier Jahren Vorarbeit wurde das bislang noch eher unbekanntes Museum 2007 mit fast 1000 Ausstellungsobjekten, die Schwangerschaftskontrolle zwischen Verhütung und Abbruch zeigen, eröffnet.

Seit vielen Jahrhunderten bemüht sich die Menschheit, Fruchtbarkeit zu kontrollieren. Wenngleich ihr das soweit gelungen zu sein scheint, ist das Wissen über die Natur der Fortpflanzung sowie jenes über die Geschichte der Verhütung und Abtreibung weitgehend verloren gegangen. Genau diesem Kapitel der Gynäkologie widmet sich das auf zwei Räume aufgeteilte kleine Museum am Äußeren Mariahilfer Gürtel.

Ins Leben gerufen wurde das Projekt von DDr. Christian Fiala, der sich bereits seit seinem Medizinstudium in Innsbruck in der Familienplanung, der Betreuung von Frauen mit einer ungewollten Schwangerschaft sowie gegen die Müttersterblichkeit engagierte und auch die nahe gelegene Abtreibungsklinik Gynmed betreibt. In anschaulicher Aufbereitung wird darin nicht nur auf die Geschichte der Fruchtbarkeitskontrolle eingegangen, sondern werden alte und moderne Arten des Schwangerschaftsabbruchs vorgestellt.

Die Kondome von vorgestern

Auch die dunkle Vergangenheit der so genannten Engelmacherinnen, wenig wirksame und/oder sogar gefährliche Methoden des Aborts, Verhütungsmethoden vor der Erfindung der Pille sowie die Kämpfe um die Legalisierung der



Lud Kardinal Christoph Schönborn in sein Verhütungsmuseum: Gynäkologe Christian Fiala. Ob ein geläuterter Erzbischof die kirchenpolitische Missachtung der Idee des Selbstbestimmungsrechts der Frau stoppen wird?



Abtreibung bis zur Fristenlösung hat der Museumsverein «Verhütung und Schwangerschaftsabbruch» dokumentiert, Mythen und Gerüchte rund um Verhütung entkräftet und einen bedeutenden Beitrag zur Prävention geleistet. So wird im Museum die einzigartige Möglichkeit gegeben, alles zu erfahren, was menschlich schon immer über Verhütung wissen wollte. Davon machen insbesondere Schulklassen Gebrauch, um das oftmals fehlende Wissen von Jugendlichen zu ergänzen.

Im Museum geht es darum, vor allem bei jungen BesucherInnen der Unkenntnis über den eigenen Körper, den Möglichkeiten der Verhütung und fehlender Motivation zur Eigenverantwortung entgegenzuwirken. Schließlich bleibt Aufklärung die beste Prävention. Obwohl bereits die dazugehörige Homepage einem virtuellem Museum gleicht, lohnt sich ein Besuch im Museum schon allein aufgrund der außergewöhnlichen Ausstellungsobjekte, die zu der weltweit größten Sammlung von Verhütungsmitteln zählen.

Ministerium: «Museum kulturell und geschichtlich nicht von Bedeutung»

Die Suche nach den Ausstellungsobjekten ist jedoch nicht immer einfach gewesen, da vielen der Besitz der Gegenstände nach wie vor «peinlich» ist, meint der Leiter des Museums. Dennoch können zum Beispiel «erste» Kondome aus Schafsdärmen oder Schwimmblasen eines bestimmten Fisches oder Geräte für so genannte Scheidenspülungen im Museum begutachtet werden. Aber auch die «Stricknadel» als gängigstes antikes Abtreibungsinstrument und die Küche als gewöhnlichster Ort, an dem Abbrüche durchgeführt wurden, fehlen dabei nicht.

Nicht alle erfreuten sich jedoch an der Eröffnung des durch Privatspenden finanzierten Museums. Kritik daran gab es bereits kurz nach



FOTOS: MARIO LANG

seinem Entstehen. So sprach sich beispielsweise die Wiener ÖVP gegen ein so genanntes «Tötungsmuseum» aus, und später lehnte auch das Finanzministerium die steuerliche Absetzbarkeit von Spenden für das Museum mit der Begründung ab, dass es «kulturell und geschichtlich nicht von Bedeutung sei». Auch die ÖVP-Frauensprecherin Barbara Feldmann meinte, dass es für sie nicht nachvollziehbar sei, warum die Stadt Wien ein Museum brauchte, in dem gezeigt wird, «wie man Ungeborene getötet hat und tötet». Anders sah das die Wiener SPÖ. Gemeinderätin Sybille Straubinger zufolge könne es nicht genug Aufklärungsarbeit geben.

Auch die ehemalige Frauenministerin (SPÖ) Johanna Dohnal betonte bei der Eröffnung des Museums, dass die Situation für Frauen sich zwar verbessert habe, in der Gesellschaft wären aber noch immer Widerstände gegen Geburtenkontrolle zu spüren, etwa in der Kirche. Dies zeigt sich unter anderem auch daran, dass sowohl die Gynmed als auch das Museum von militanten AbtreibungsgegnerInnen der Organisation «Human Life International» (HLI) belagert und öffentlich gegen die beiden Institutionen gehetzt wird. HLI-AktivistInnen schrecken nicht davor zurück, Frauen tagtäglich zu belästigen und zu beschimpfen, um sie davon abzuhalten, eine Abtreibung durchzuführen. Wenngleich sich DDr. Fiala für das Wegweiserecht, das derartige Aktivitäten verbieten soll, stark macht, zeigt er sich nach wie vor gesprächsbereit.



Für die militanten AbtreibungsgegnerInnen ist dieses Museum ein Dorn im Auge. Für die Wiener VP stellt es ein «Tötungsmuseum» dar. Von den «Humane Life International»-AktivistInnen ist es belagert worden

So wurde Wiens Erzbischof Kardinal Christoph Schönborn, nachdem er angekündigt hatte, Empfängnisverhütung neu diskutieren zu wollen, vom Verhütungs- und Schwangerschaftsabbruchsmuseum eingeladen, damit er sich gründlich «mit Geschichte, Gegenwart und Plänen für die Zukunft sowie mit Ursachen, Zuständen und Auswirkungen verschiedener Interventionen» befassen könne. Im Verhütungsmuseum sind nämlich mittels Filmen, Statistiken, Zeitungsausschnitten nicht nur historische Methoden der Kontrazeption zu sehen, sondern auch aktuelle wie die Spirale, die Pille oder der Hormonring. Als zukünftige Lösungen stellt das Museum unter anderem die Dreimonatsspirale oder Hormoninhalatoren in Form von Nasensprays vor und hält über neue Entwicklungen auf dem Laufenden. Es ist eben ein außergewöhnliches Museum mit einem spannenden Thema.

Judith Götz

I N F O
<p>Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch</p> <p>Mariahilfer Gürtel 37/1. Stock 1150 Wien E-Mail: info@muvs.org Öffnungszeiten: Mi. bis So., 14–18 Uhr</p> <p>www.verhuetungsmuseum.at</p> <p>Führungen: Führungen für Gruppen (90 Minuten) finden auf Nachfrage statt, auch außerhalb der Öffnungszeiten. Um Anmeldung und Termin-Vereinbarung wird gebeten: 0 699 178 178 06.</p> <p>Audioführung (von innerhalb und außerhalb des Museums zum Ortstarif telefonisch abrufbar): (01) 23 63 00 00 (Verhütung) (01) 23 63 00 01 (Abbruch)</p> <p>Eintritt: Erwachsene: € 8,- Ermäßigungen (bis 22 Jahre): € 4,-</p>

Robert Lugscheider, Klubarzt von Rapid Wien von 1984 bis 2006

«Die Lebensführung spielt eine entscheidende Rolle»

Die Winterpause ist vorbei, der Ball rollt wieder. Von Pause kann bei den Fußballprofis allerdings nicht die Rede sein, sie haben vielmehr ein intensives Vorbereitungsprogramm hinter sich. Wir sprachen mit Dr. Robert Lugscheider, dem langjährigen Klubarzt von Rapid (1984–2006) darüber, was für die Fitness der Fußballer wichtig ist und wie die Arbeit eines Klubarztes überhaupt aussieht.

Die Fußballprofis haben die Winterpause hinter sich, also Erholung und Training. Die Winterpause ist eine wichtige Zeit für die Fußballer. Bei uns sind die Plätze nicht zu bespielen, die Mannschaften flüchten also in den Süden. Die Trainingslager bieten die Möglichkeit, die Grundqualitäten der Spieler wie Ausdauer und Kraft zu verbessern, jene Qualitäten, die während der Spielsaison zu kurz kommen, denn da konzentriert sich der Trainer mehr auf das spielerische Element.

Eine Mannschaft besteht aus, sagen wir einmal, 25 verschiedenen Menschen. Der eine ist konditions-, der andere sprintstark. Der eine hat eine große, der andere eine geringe Laktattoleranz. Für das Fußballspiel ist das wichtig, da die unterschiedlichen Fähigkeiten gefragt sind. Nur gehören die unterschiedlichen Typen gemäß ihren Fähigkeiten unterschiedlich trainiert. Ein Aspekt, den manche Vereine und manche Trainer noch nicht erkannt haben – oder nicht erkennen wollen.

Wie wichtig ist neben dem Aufbau- und Training auch einfach der Umstand, dass die Spieler einmal Pause haben und abschalten können?

Urlaub für einen Leistungssportler bedeutet in erster Linie mentaler Urlaub. Es stimmt, er muss einmal abschalten, den ganzen Stress vergessen. Das bedeutet aber nicht, dass er sich zwei Wochen in den Liegestuhl legen kann. Wenn er das tut, schmilzt er wie Schnee in der Sonne. Die Muskulatur baut ab. Bedenken Sie: Sie liegen eine Woche mit einer schweren Krankheit im Bett. In dieser Zeit büßen Sie 25

Prozent Ihrer Muskelmasse ein! Für einen Leistungssportler heißt das: Er steht wie ein Invalider wieder aus dem Bett auf.

Ein geregeltes Leben ist für den Profi wichtig?

Vergessen wir nicht: Ein Profi verdient etwa zehn Jahre lang mit Fußball sein Geld, länger nicht. Da muss er gewisse Grundregeln beachten, er kann nicht essen und trinken, was er will. Alle großen Spieler, die ich erlebt habe, sei es Dejan Savićević oder Trifon Iwanow, sie hatten auch ihr Privatleben im Griff. Da gab es keine Ausreißer. Die Lebensführung spielt eine entscheidende Rolle. Die Betreuung muss breit sein, es kann nicht sein, dass der Spieler den ganzen Tag macht, was er will, und dann kommt er für zwei Stunden zum Training.

Die Aufgabe des Klubarztes beschränkt sich also nicht darauf, kranke Spieler zu kurieren.

Nein, unsere wichtigste Aufgabe ist ohnehin, darauf hinzuarbeiten, dass die Spieler sich erst gar nicht verletzen, was wir am besten durch den

gezielten Aufbau einer muskulären Balance erreichen.

Abseits von muskulären Problemen: Ist Bauchweh vor einem Spiel ein häufiges Problem bei Spielern?

Ja, dieses Problem ist gar nicht so selten. Ich achtete immer darauf, bereits eineinhalb Stunden vor Spielbeginn bei der Mannschaft zu sein. Denn schon die Anwesenheit des Doktors wirkt beruhigend. Handelt es sich bei den Bauchbeschwerden um ein organisches Problem, so gab ich in der Regel gut auflösbare Entsäuerungsmittel, die gegen den Würg- und Speireflex halfen. Ansonsten arbeitete ich mit homöopathischen Mitteln und Substanzen aus der Kräuterheilkunde – oder einfach Placebos. Für den Spieler zählte in erster Linie: Ja, der Doktor hat was für mich. Was das für ein Mittel war, war nicht so entscheidend.

Wie sah Ihr Aufgabenbereich aus? Wie oft sahen Sie die Mannschaft?

Ein Klubarzt, der die Mannschaft nur bei Matches sieht, kennt sie nicht wirklich. Ich war die Woche über

KICK-TIPP

Ostliga: 1. Vienna FC – SV Wienerberg; Hohe Warte, Freitag, 27. Februar, 19.30 Uhr.

Frühling lässt blau-gelbe Bänder wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Hüften streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon, wollen balde kommen.
Horch, von ferne tönen die Kojoten schon!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Hohe Warte
Klabundgasse
1194 Wien
Tel.: (01) 368 61 36
www.firstviennafc.at
Öffis: U 4 Heiligenstadt

Wienerliga: SK Slovan HAC – KSV Ankerbrot Montelaa; Slovan-Platz, Sonntag, 8. März, 10.15 Uhr. Nach dem Winter ist vor dem Herbst: Sowohl für die Slované als auch für die Bäcker beginnt mit dem Frühjahr der Kampf gegen den Abstieg. Und beide Teams setzen dabei eher auf Generalumbau: Je sechs neue Kicker sind hüben wie drüben in den Kader zu integrieren, fast genauso viele haben jeweils die beiden Klubs verlassen. In den Vorbereitungsspielen wirkte der KSV Ankerbrot zuletzt einen Schritt weiter – wer am Sonntag in der brodelnden Steinbruchstraße den besseren Springinsfeld gibt, ist aber noch keineswegs herausen. Es gilt: Hic Slovan, hic salta!

Slovan-Platz
Steinbruchstraße 5a
1140 Wien
Tel.: (01) 983 64 78
www.slovan-hac.at
Öffis: U 3, 10 Kendlerstraße

2. Klasse B: SV Vorwärts Brigittenau – SC Wollers; WAF-Gruab'n, Sonntag 15. März, 10.15 Uhr. Heißer kann auch der Sommer nicht mehr werden: In der Auftaktmatinee der 2. Klasse B trifft der Zweitplatzierte auf den Drittplatzierten. Nicht nur rechnen sich noch alle beide zurecht Chancen auf den Titel aus – es spielen auch alle beide auf eigener Anlage. Denn sowohl die Brigittenauer Vorwärts als auch der SC Wollers tragen ihre Heimspiele in der legendären WAF-Gruab'n aus – über die ja bekanntlich seit jeher ein glühender Wind weht. Wobei die Wollers-Elf für das Platzderby ein brandneues Eisen im Feuer hat: Roberto Esposito wurde für die Frühjahrssaison extra aus dem sonnigen Italien geholt.

WAF-Gruab'n
Meldemannstraße 13
1200 Wien
Tel.: 0 664 331 85 19
www.vorwaerts-brigittenau.com
Öffis: Buslinie 37 A (z. B. ab Spittelau U 4, U 6) bis
Lorenz-Mandl-Gasse



Dem Humanmediziner Lugscheider ist Interdisziplinarität nicht fremd: «Hans Krankl ist beispielsweise von seiner Veranlagung her ein Urwaldgorilla»

ein- oder zweimal beim Training. Wäre ich fest angestellt gewesen – wie das bei den großen Vereinen selbstverständlich ist, der AC Milan beispielsweise leistet sich einen klubeigenen Chefarzt –, wäre ich sicher jeden Tag gekommen. Doch so musste ich ja auch meinem Brotberuf nachgehen.

Ob Sieg oder Niederlage, ich war immer mit der Mannschaft im Bus unterwegs. Wir trauerten und jubelten gemeinsam, so etwas verbindet.

Nicht nur die Spieler sind von Krankheiten bedroht, sondern auch der Trainer.

Ich habe den Trainer nie um seinen Job beneidet. Er steht ständig im medialen Sperrfeuer. Das muss man erst einmal aushalten. Und tatsächlich altern Trainer, ebenso wie Politiker, in ihrem Beruf sehr schnell. Im Fall eines Sieges ist das das Werk von allen, im Fall einer Niederlage ist der Trainer allein schuld.

Der frühere deutsche Torwart Toni Schumacher sagt, dass ihm heute sein ganzer Körper weh tue, er praktisch ein Krüppel sei.

Unausweichliches Schicksal eines Profis?

Nein, ob einer später Beschwerden hat, hängt von mehreren Faktoren ab. Erstens von den Genen – Hans Krankl ist beispielsweise von seiner Veranlagung her ein Urwaldgorilla, den haut nichts so schnell um. Zweitens von der eigenen Lebensführung: Ich muss mich als Profi von allen Exzessen und Giften frei halten. Und drittens muss ich das Glück haben, einem geschickten Trainer in die Hände zu fallen, der mich

nicht wie beim Bundesheer mit dem Medizinball herumhüpfen lässt, denn so gehen nur die Gelenke kaputt.

Bei manchen Spielern verläuft der Heilungsprozess schneller als bei anderen.

Wieso?

Da spielt nicht zuletzt die innere Einstellung der Spieler mit hinein. Optimistische Menschen leben länger als pessimistische. Endorphine und ähnliche Botenstoffe werden bei denen freigesetzt, die ein klares Ziel vor Augen haben und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken, und diese körpereigenen Stoffe können einen Heilungsprozess befördern. Trifon Iwanow hat sechs Tage nach seiner Meniskusoperation wieder im Europacup gespielt. Das hielten manche Leute für unmöglich. Doch wer seine Muskulatur gesehen hat und seinen eisernen Willen, den konnte das nicht wirklich überraschen.

Nun sind Sie seit drei Jahren nicht mehr Klubarzt. Geht Ihnen der Job ab?

Nein, vorher war ich fast jedes Wochenende mit der Mannschaft unterwegs, jetzt habe ich mehr Zeit für die Familie. Das genieße ich, wie auch, dass ich bei diesem nasskalten Wetter nicht draußen herumrennen muss. (Lacht.)

Ich bin im Kuratorium des Vereins, der Druck ist weg. Doch im Herzen lebe ich nach wie vor mit Rapid. Sehe ich sie im Fernsehen spielen, bekomme ich jedesmal Schweißflecken. Meine Frau wundert sich, dass das möglich ist – aber so ist es.

Text und Foto: Wenzel Müller

COACHING ZONE



Gesunde Droge

Wie so oft: Ois Oasch! Die Protagonisten der Augustin-Fußballmannschaft sind Spezialisten, wenn es darum geht, ihren Weltschmerz kundzutun. Schon, schon – das Leben out of Speckgürtel, immer am finanziellen Limit, ohne Urlaub von der täglichen Existenzbedrohung erschwert die Leichtigkeit, verfinstert Minen, furcht Stirnen.

Doch was für unsere Spieler alles Oasch sein kann, sprengt oft die Grenzen des leicht Vorstellbaren. Hier eine unvollständige Aufzählung: Oasch ist ...

- ... der Trainingstermin (zu früh, zu spät);
- ... die Umkleidekabine (zu groß, zu klein);
- ... das Spielfeld (zu groß, zu klein);
- ... der Ball (zu hart, zu weich);
- ... das Trainingsleibchen (zu weiß, zu gelb);
- ... der Mitspieler (der Koffer!);
- ... der Trainer (der Vollkoffer!);
- ... das Training (das Koffer!).

Das Schöne daran: Nimmt der Fußball seinen Lauf, verziehen sich die bitterbösen Gedanken. Wird wieder verziehen. Hellet sich die Stimmung auf, minütlich.

Wenn der Rudi beim HöscherIn Ball wie Kollegen laufen lässt, der Hömal den Ristvom Spitzpass zu unterscheiden lernt, der Strawi ins Kreuzeck ballert, der Erwin seine 71 Jahr' vergessen lässt, dann ist wieder Kirtag beim Schwarz-Weiß Augustin. Dann sind alle wieder gut drauf, alle Haberer.

Fußball, die gesunde Droge. Kein Rauschgift dieser Welt, nicht einmal der Grüne Veltliner, kann unseren leidgeprüften Burschen so schnell, so intensiv einfahren wie der gemeinsame Kick im Soccerdome oder draußen, auf dem Slovan Ground.

So schaut's aus, liebe Pharma-, Wein- und Bierindustrie! Wenn sie dann müde, aber happy aus der Dusche kommen, könnt's ihr euch brausen gehen. Allerweil.

Ganz stimmt das natürlich nicht. Leider nehmen nur wenige Augustin-Verkäufer das Sport-Angebot an. (Apropos, es gibt jetzt auch Tischtennis!) Gerade haben sich drei Spieler zu einem Wiener Unterliga-Verein ver-habe-die-ehrt, wo wir ihnen natürlich ebenso viel Erfolg wünschen. Andererseits: Das Augustin-Fußballteam ist nach der Dezimierung der letzten Monate nicht mehr viel mehr als ein Gerippe.

Uwe Mauch

MEHMET EMIRS BRIEF AN DIE MAMA

Der Preis des Schöne-Augen-Machens

Hallo Mama!

Jetzt bin ich nach einem anstrengenden Tag in der Arbeit und auf der Akademie wieder unterwegs. In einem Lokal, in dem ich lange Zeit nicht gewesen bin. Du wirst fragen, ob ich meine Zeit in Wien mit Lokalbesuchen vergeudet habe. Auf diese Frage kann ich nicht gleich eine Antwort geben. Zum Überlegen musst du mir doch ein bisschen Zeit lassen!

Warum ich in die Lokale gehe? Mama! Es geht nicht nur mir so. Vielen anderen geht es genau so, wie es mir geht! Viele sind auf der Suche nach noch nicht Erreichtem, nach den Anderen. Jeder ist ein König, aber auch jede ist inzwischen eine Königin! Das Problem dabei ist nur: Wenn eine Gesellschaft nur aus Königinnen und Königinnen besteht, werden Erstere mit der Zeit zu lauter Hansis und Letztere zu Hildegunden! Was kommt raus, wenn Mustafas, Hanseln und Hildegunden aufeinander treffen! Katastrophal! Davon leben aber die Lokale! Alle haben die Erwartung, ihren König, ihre Königin an einem

dieser Abende und Nächte zu treffen. Der Alkoholkonsum hat trotz den horrenden Preisen nicht abgenommen! Wie auch! Es kann Weltkriege, Cholera, Pest, Grippevellen geben, die Menschen in der Dritten Welt können verhungern, der Balkan kann ohne Gas frieren – alles ist egal! Solange die Wünsche der Hildegunds, der Hansis und Mustafas nicht in Erfüllung gehen, wird es keine Ruhe geben! Die Profiteure dieser Gefühlzustände werden die Lokalbesitzer sein. Somit entferne ich mich immer mehr von meinem Traumhaus am Meer. Weil ich die hart verdiente Währung doch in die Nächte Wiens investiert habe. Mama, ich stehe dazu: Meine Stadt soll durch mich einen wirtschaftlichen Aufschwung erleben!

Mama, diese Zeilen schreibe ich dir in einem Lokal. In der Nacht. Man spielt Klaviermusik, heute erklingt keine Saz, euer Instrument. Immer wenn Saz gespielt wird, kommt die Erinnerung an euch und Kurdistan, die Berge, Almen und Ziegen. Das will ich nicht unbedingt hier haben. Ich wollte ja

weg von den Schafen und Ziegen. Außerdem, welcher Frau, die ich kennen lernen würde, könnte ich über unsere kurdischen Ziegen und Lämmer erzählen. Das würde sie ja nicht interessieren. Mama, die Bauern hier in Österreich finden auch keine Frauen, deshalb gibt es sogar Fernsehsendungen, die vom Staat gefördert werden, damit die Bauernburschen zu ihren Frauen kommen.

Wie soll ich in so einer Kulturstadt die Frauen, die aus den Dörfern der Bundesländer nach Wien kommen und ihrem Bauernschicksal entronnen sind, überzeugen, mir zuzuhören. Sie finden mich zwar sympathisch, aber sie selber haben gewisse Minderwertigkeitskomplexe auf Grund ihrer Vergangenheit. Mama, ich bin für dich sicherlich ein Prinz. Alle Söhne sind irgendwie Prinzen für ihre Mütter! Aber Mutter, glaube mir, diese Stadt macht aus jedem einen Hasen, egal ob er Mustafa oder Hans heißt.

Aber ich bin trotzdem guter Dinge! Dein Sohn ist ja auch



FOTOS: MEHMET EMIR

Sohn

wiederum ned so schiach! Ich hatte viele Freundinnen, war auch zweimal verheiratet. Viele Frauen haben mir schöne Augen gemacht, und ich habe vielen Frauen schöne Augen gemacht. Durch das Schöne-Augen-Machen schmilzt mein Ersparnis für mein Gastarbeiterdomizil in der Türkei. Außerdem weiß ich nicht, ob ich überhaupt zurückkommen will! Diese Aussage wird hier vielen zwar nicht gefallen, aber meinen Standplatz in dieser Stadt will ich nicht aufgeben. Außerdem, Alkohol ist bei euch ja verboten! Nicht, dass ich ein Alkoholiker wäre, aber wenn ich Lust auf Trinken habe, möchte ich – ohne beobachtet zu werden – trinken können.

Liebe Mama, dein Sohn wird der österreichischen Gastronomie weiterhin treu bleiben!

Dein Prinz

CHRISTAS SPARKÜCHE

Liköre

Obwohl ich Ihnen in den vergangenen Jahren immer wieder beschwipste Rezepte unterjubeln konnte, will ich mich dem Thema heute ausführlicher widmen, frei nach Buschs «Wer Sorgen hat, hat auch Likör».

Im Wörterbuch definiert sich der Likör als Branntwein mit Zuckerlösung und aromatischen Geschmacksträgern. Je besser die Rohstoffe, desto besser das Ergebnis, eh klar. Letzteres hat übrigens nix mit dem Alkoholgehalt zu tun: Ein Likör soll nicht «runterbrennen», sondern die Aromen hergeben. Das tut er am besten mit ca. 20 bis 25 Volumprozent – zwei Rechenbeispiele für Ihre Experimente: Wenn Weingeist 96 % hat, soll sein Anteil am Gesamtlkör ein Viertel betragen, damit der Likör 24 % Alkohol enthält. Einem 38-prozentigen Wodka kann man also die Hälfte an Wasser und Zucker begeben, das ergibt (Daumen mal Pi) auch etwa 25 %. Wenn Sie den Zucker einrieseln lassen: Ein Kilo Zucker ergibt, in Flüssigkeit aufgelöst, ca. 0,6 Liter.

Und los geht's.

Da wäre zunächst, weil grad noch Saison ist, der **Birnenlikör**: 25 dag Zucker

mit ½ Liter Wasser unter öfterem Umrühren aufkochen. 1 kg geschälte, entkernte und in Stücke geschnittene Birnen hineingeben, ½ aufgeschnittene Vanilleschote dazugeben und noch 5 Minuten köcheln. Den Saft einer Zitrone dazugeben und auskühlen lassen. Das Kompott in ein großes Einsiedelglas geben und mit 1 Liter Korn (80 %) aufgießen. Gut verschließen. Auf einem möglichst sonnigen Fensterbrett 4 bis 6 Wochen stehen lassen, das Glas hin und wieder leicht schütteln. Danach abseihen – wenn Sie wollen, mehrmals und durch ein Stück Stoff – und verkosten. Eventuell mit Alkohol, Wasser oder Zucker nachbessern, in Flaschen abfüllen und drei bis sechs Monate nachreifen lassen.

Die schnellen unter Ihnen können auch mit Säften arbeiten, z. B. einen **Apfelli-kör** fabrizieren Sie mit ¼ Liter Apfelsaft, den Sie mit 28 cl Doppelkorn (38 %) vermischen, dann 7 cl Weingeist und 10 cl Zuckersirup (auf Vorrat kochen: 0,2 Liter Wasser auf ½ kg Zucker) dazugeben. Gut durchschütteln. Theoretisch funktioniert das mit den meisten Obstsorten, aber ich

bin altmodisch genug, um lieber mit frischem Obst zu arbeiten.

Bei Früchten, bei denen keine Verfärbungsgefahr besteht (Weichseln, Dirndl, Ribiseln etc.), ist ein **Kaltsatz** möglich: die gewaschenen, etwas zerdrückten Früchte in einem großen Glas mit Alkohol bedecken, eventuell Gewürze dazugeben. Einige Wochen an einem warmen, eventuell sonnigen Ort stehen lassen und dann abseihen. Mit Wasser und Zucker oder Zuckerrösung abrunden, abfüllen und wieder einige Zeit reifen lassen.

Der Ursprung der Liköre lässt sich bis Miraculix' Zauberspruch zurückverfolgen. Hier ein nachempfundenes Rezept (Unbesiegbarkeit nicht garantiert): für einen **Hauslikör** 5 Dörzweitschen, 5 getrocknete Marillen, 10 Rosinen, eine Handvoll getrocknete Apfelschalen (alles ungeschwefelt), 3 bis 5 Gewürznelken, ½ Stück Zimtrinde und einen Schnitz unbehandelte Orangenschale in einem Einsiedelglas mit 1 Liter Korn (ca. 40 %) übergießen, gut verschließen und für drei Wochen an einen warmen, nicht sonnigen Platz stellen. Dann abseihen, mit Wasser verdünnen und

mit Zucker(-Lösung) süßen. Dieser Likör ist – hurra! – sofort trinkfertig. Verzwicken Sie ruhig auch die Früchte.

Und weil demnächst Ostern kommt, darf auch Gabriele's **Eierlikör** nicht fehlen: 4 Eidotter, 30 dag Zucker, 5/8 Liter Milch und 2 Pkg. Vanillezucker auf dem Herd 3 bis 4 mal aufwallen lassen. Ausgekühlt mit ¼ Liter Weingeist vermischen.

Mein persönlicher Favorit ist aber eindeutig der **Schokolikör**: ½ Liter Milch mit 14 dag Schokolade, 3 Kaffeelöffel Kakao, 16 dag Staubzucker und 2 Pkg. Vanillezucker einige Male aufkochen lassen, oft umrühren. Ausgekühlt mit ¼ Liter Weingeist mischen.

Christa Neubauer



QUELLEN

- C. Arius: Liköre hausgemacht. Weltbild 2001.
F. Berger, C. Holler: Liköre und Ansatzschnäpse. Donauland 1997.
G. Probst: Wildfrüchte. Pietsch 1986.
Rezepte aus eigener Sammlung.

Bäckt für sich

1	2	3		4	5	6	7	8		9	10		11		12	13		14
15				16											17			
18						19							20		21			
22				23				24										25
26						27	28								29			
		30	31			32			33				34	35		36		
37	38				39			40			41							
42								43			44					45		
46				47				48							49			50
51			52						53			54		55			56	
57		58					59	60						61		62		
63					64	65										66		
67				68									69					

WAAGRECHT: 1. alle Stunden, Tage, Wochen, Jahre, in denen die eigene Arbeitskraft verkauft wird 15. zwischen wir und sie 16. Schmiermittel dient als Salbengrundlage 17. machen Ärzte und Schneider 18. beginnende Erotik 19. diente Adam und Eva der schamhaften Verhüllung 22. andauerndes Gespräch mit Gott 24. Süßigkeiten aus Eischnee und Zucker, mit Schokolade überzogen 26. im Studentenland 27. rote Rüben kommen von rechts 29. einer der drei Neffen von Donald Duck 30. es um es, Zahn um Zahn 32. vor den Fang gesetzt entsteht der Beginn 33. manchmal kommt er aus heiterem Himmel 36. und jenes kommt doppelt und dreifach zurück 37. kämpfte – von rechts kommend – in Trotzkis Roter Armee 41. this store ist sozusagen der Vorzeigeladen 42. Fortbewegungsart für Rekruten 43. war im Socken ein Loch, tat Frau dies früher noch 45. ob Teich oder Pfütze, Tümpel oder Ozean 46. bezeichnet genauen Zeitpunkt 47. das Singen beginnt 48. Mehrzahl von Opus 49. weiblicher Vorname bedeutet Anmut und Gnade 51. Negation in Niederösterreich 52. der, der bei der Mahlzeit sitzt 53. steht für Tantal 54. bereitwillig 56. trägt und hebt zutiefst Weibliches 57. gehört auch ins Müsli 59. Gültigkeit haben 61. vermeintlich trägt man Eulen dorthin, oder? 63. tus mit Weile 64. ists aus Erdäpfel gemacht, passt es gut zum Butterschnitzel oder Fleischlaibchen 66. gehört zu immer wie kurz zu lange 67. drückt eine enge Beziehung aus 68. kurz ist die Erzählung, spaßig und wunderbar 69. meist kreisrundes Gebäude in der Antike

SENKRECHT: 1. ganz literarisch ganz erfüllt von Liebe 2. ein Küsschen dann, niemand verwehren kann 3. geknetetes Grundnahrungsmittel: mal rund, mal oval 4. Nerv ohne Zentrum 5. nur halb (voll) ist dieser Saal 6. politisches Kürzel wird mit Autobahn, Tunnelbau und Stau assoziiert 7. das Segel gehisst: Fertig! Bereit! Wendel! 8. macht die Liebe, allerdings nur sprichwörtlich! 9. ungleich 10. der Pico de Teide erhebt sich dort als höchster Punkt 11. Seitenblicke-Exbürgermeister-Briefbombenopfer 12. wissenswert, sozusagen 13. die Umstände sind gegeben 14. von unten - und ohne eine Miene zu verziehen - ging sie das Risiko ein 20. Biberratte schwimmt kurz im Neusiedlersee 21. steht auch für Österreich 23. Rückgriffe auf den Hauptschuldner 25. reicht vom Fuß bis zum Knie 28. das macht man mit abfallenden Stoffen 31. unter der Brücke, aber nur kurz 34. im Kaltleim 35. einen Nagel, einen Zahn, sogar ein Kind kann man damit ziehen 38. im Nordosten von Afrika liegender Staat 39. die Libido belebende Gewürzpflanze 40. ohne Test-Programm (funktioniert der PC), allerdings nur kurz 44. durch die pittoreske Neugestaltung seines Eingangs geriet diese Wiener Attraktion kürzlich in die Schlagzeilen 50. mein Vorfahr, aber auch deiner 52. unfertige Eier 54. durch die Steppen und Savannen Südafrikas streift das Tier 55. außer ihm und Band sein 58. Ernst Ludwig Hofers Initialen 60. in Perugia 62. Fachärztin-zuständig für am Kopf Befindliches 64. steht für Computer 65. erschreckender Laut

**Lösung Nr. 246:
KOERPERPFLEGE**

**Der Gewinner:
Konstantin LINDNER
1150 WIEN**

PREISRÄTSEL

Einsendungen (müssen bis 3. 3. 09 eingelangt sein) an:
AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

Name:

Adresse:

PLZ.:

Ort:

KREUZ & WORT LÖSUNG FÜR HEFT 246



www.f13.at

F13-T-Shirts im Angebot Schwarze Katzen für die graue Stadt!

Die schwarze Katze des Aberglaubens auf dem Quadrat – das von AUGUSTIN-Illustratorin Carla Müller entworfene F13-Logo streicht durch die Stadt. AUGUSTIN-LeserInnen können für die weitere Verbreitung sorgen: indem das «Freitag der Dreizehnte»-Symbol von Körpern jeder Art ausstrahlt. Die T-Shirts gibt es im Männer und Frauenschnitt, in den Größen S bis XL und in den Farben Weiß, Orange, Rot, Schwarz und nun NEU in Hellblau und Knallgrün, bedruckt vom sozial-ökonomischen Betrieb «fix & fertig», können im neuen Augustin-Zentrum (Wien 5, Reinprechtsdorfer Straße 31 im Hof, Tel.: 587 87 90 oder Tel.: 54 55 133) erworben werden. Ein Stück kostet 10 Euro; wer gleich zehn Leiberl nimmt, zahlt nur acht pro Stück. TrägerInnen des F13-T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder «Unglückstag» wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und «Untauglichen». Wer das Leiberl trägt, wirbt für die kommenden F13-Aktionstage, 13. März 2009 und 13. November.



SchauspielerIn mit langjähriger Unterrichtserfahrung gibt Schauspielunterricht und bereitet Dich gezielt auf die Aufnahmeprüfung an die Schauspielschulen vor. «Schnupperschauspielworkshops» ohne Altersbegrenzung. HP: www.dorisvonliebezeit.de Infos unter Tel.: 0699 194 271 46

Suche Lehrerin für Akkordeonunterricht! E-Mail: prager@eon.at oder Tel.: 0650 994 73 99

Suche für meine 9-jährige Tochter die Gesamtausgabe des Buches «Der Kater Konstatin» von Walter Wippersberg, die vor etwa 30 Jahren erschienen ist und derzeit nicht mehr aufgelegt wird. (In Summe etwa 10 Kapitel, dzt gibt es nur Einzelbände oder 3 Episoden). Tel.: 0676 926 14 71

Wahrheit und Mündigkeit statt Psychotherapie! Warninfo gratis durch Postkarte an Johann Klotzinger, Barawitzkag, 10/2/13, 1190 Wien. Oder im Netz: www.start.at/psych

«**PC-Doktor**» ist wieder im Land, er hilft Ihnen so gut es geht bei PC-Problemen. pc.dok@gmx.at oder Tel.: 0650 731 12 74

Cellistin mit Konzert- u. Pädagogikdiplom erteilt einfühlsamen Unterricht für Anfänger u. Fortgeschrittene. 9. Bezirk, auch Hausbesuche möglich. Tel.: 0 676 596 46 07

Bin schon 39 Jahre alt, 170 cm groß, naturblond, leider etwas schüchtern, etwas dick und einsam, suche einen lieben netten, molligen bis dicken Partner, der was von Anständigkeit, Treue und Zärtlichkeit hält; Körperbehinderung wäre kein Hindernis, zwischen 40 u. 45 Jahre. Bitte schreibt mir schnell, rasch und viel, vielleicht mit Foto an PF 23, 1101 Wien

Suche Gratis-Stühle für unseren Verein! Wer hat welche abzugeben? Nehme auch unterschiedliche und werden abgeholt. Tel.: 0664 405 68 78

Wir suchen ein unbebautes Grundstück in und um Wien (ab 500 m²), um dort mit Zirkus- und Bauwägen nachhaltig zu leben. Infos an Andi, maiweg@gmx.at oder Tel.: 0680 214 96 84

Gesangsunterricht für Anfänger und Fortgeschrittene in allen Stilrichtungen. Richtige Atmung – Vergrößerung von Stimmumfang und -volumen. Tel.: 0699 102 094 55

Wieder fröhlich aufwachen, weil jemand da ist! 44-jähriger schlanker Mann würde gerne ihre Einsamkeit gegen die Geborgenheit eintauschen. Tel. oder SMS ab 16 Uhr: 0681 102 760 31

Augustinverkäufer sucht (billig oder gratis) sportliches Rad (bitte kein Klapprad oder ähnliches), da meines leider gestohlen wurde, zum schnelleren und billigeren Weiterkommen in der Stadt. Möchte außerdem mit geheiltem Knie wieder als Fahrradbote arbeiten! Danke im Voraus! Sascha: schotte@inmail.at oder Tel.: 0676 460 91 86

Verschenke E-Gitarre mit Verstärker, abzuholen in Krems. E-Mail: bigmouth0184@hotmail.com

Verkaufe Extensions für Haarverlängerung, alle Farben und Längen! Günstige Preise! E-Mail: long-hair@tmo.at oder Tel.: 0699 110 759 22

Computer (P4 Ready) zu verschenken. Ca 10 Jahre alt, sehr langsam (wahrscheinlich benötigt er eine gründliche Virenreinigung). E-Mail: merle_kuehner@web.de oder Tel.: 0699 812 473 21

A U F G ' L E S E N



«Geheimnisvolle Nachrichten»

Autorin: Aygen-Sibel Çelik
Ab 10 Jahren
Verlag Carl Ueberreuter, 2008
104 S., 9,95 Euro

30+ meint:

Erik, die Hauptfigur des Buches «Geheimnisvolle Nachrichten», ist manchmal ganz schön verwirrt. Vor allem, wenn es darum geht, bei Deutschschularbeiten seine Fantasie spielen zu lassen. Gerade in solchen Momenten will ihm einfach nichts einfallen. Die Folge daraus ist ein Sechser (die Geschichte spielt in Deutschland, wo es Noten von 1 bis 6 gibt) auf die Schularbeit. Auf dem Weg nach Hause grübelt Erik darüber nach, wie er die verpatzte Arbeit am besten seiner Mutter beibringt, doch ihm kommen einige Abenteuer in die Quere. Sein Weg ist gesäumt von geheimnisvollen Nachrichten, unheimlichen Gestalten in Kapuzenumhängen und entführten FreundInnen. Oder geht nur Eriks Fantasie mit ihm durch? Genauso verwirrt wie Erik mögen auch einige LeserInnen sein, wenn sie versuchen, der Geschichte zu folgen. Der Erzählstil – Erik stellt sich permanent irgendwelche Fragen – wirkt unausgereift, noch nicht druckfertig, so als würde sich der Text noch im Entstehungsprozess befinden. Einige Fragen, die zu klären wären, bleiben offen.

Bewertung*: 5 Punkte

10 meint in 3 Worten: spannend, geheimnisvoll, unterhaltend

Lesbarkeit: nicht so schwierig

Meine Kritik:

Meine Lieblingsstelle ist, wenn Erik die sieben Zwerge und das Schneewittchen auf der Straße, neben einem Müllimer, trifft. Dann gehen sie um die Ecke. Im Kopf von Erik laufen natürlich wieder eine Menge komischer Dinge ab. Er folgt den Zwergen und glaubt, dass sie irgendetwas aushecken. Doch die Zwerge gehen ganz normal auf der anderen Straßenseite weiter. Nicht so gut gefällt mir, dass es eigentlich zwei Geschichten waren. In jedem Kapitel gibt es die eine Geschichte, in der Erik Zettel sucht und findet, auch versucht er, das Rätsel der «geheimnisvollen Nachrichten» zu lösen. Es gibt aber immer auch die andere Geschichte, von der ich nicht so gerne erzähle, weil, wenn man dazu etwas sagen würde, wäre schon alles aufgefliegen.

Bewertung*: 6 Punkte

*1 Punkt = schlecht, 10 Punkte = sehr gut

Lennard Schön: 10
Gerda Kolb: 30+

Filmschau, Wettbewerb, Dialog, D-Janes, V-Janes u. v .a. m.

Trickfilmerinnen pfeifen auf Niedliches

Anfang März geht «Tricky Women» zum sechsten Mal über die Leinwand. Das fünftägige Festival, das sich von Frauen produzierten Trickfilmen widmet, bietet die Möglichkeit, sich einen Überblick der internationalen Gegenwartsszene zu verschaffen, ebenso werden Klassiker des Genres gezeigt. Mary Ellen Bute, einer Pionierin des abstrakten Films und «Urahnin» aller V-Janes, ist die Reihe «Seeing Sounds» gewidmet.

Abschlussarbeiten verschiedener Filmschulen, wie z. B. des russischen Instituts SHAR, bilden einen weiteren Schwerpunkt. Einige Filmreihen befassen sich mit zeitgenössischen Trickfilmen ausgewählter Länder. Jurymitglied Sayoko Kinoshita wählte die Beiträge zu «Japanese Animation Today» aus. Ihr eigener Film «Pica Don» (1978), der den Atombombenabwurf über Hiroshima thematisiert, ist ebenfalls in dieser Reihe zu sehen.

Entschlüsseln der abstrakten bis fotorealistischen Bilder in Knallbunt bis Grau ist mitunter ein tatsächlich kniffliges Unterfangen. «Tricky Women» ist aber nicht nur eine Veranstaltung des Schauens (insgesamt sind heuer 175 Filmbeiträge im Programm), sondern auch ein Forum, wo sich Filmschaffende untereinander austauschen können und Künstlerinnen und Publikum einander begegnen können. Vorträge und Diskussionen zu Ausbildung und Praxis von Trickfilmschaffenden finden diesmal im Filmmuseum statt («Connecting Animation»). Frauen ab 14 Jahren können in einem Workshop erste Erfahrungen bei der Herstellung von Animationsfilmen sammeln.

JL



Foto: Tricky Women

Samantha Moores «The Beloved Ones» zeigt ein warmherziges, unkitschiges Porträt zweier ugandischer Frauen. Maureen, 16, hat durch AIDS die Eltern verloren. Anna, 42, ist HIV-positiv und trifft Vorsorge für ihre Kinder, die bald ohne sie leben müssen

Wer Animationsfilm mit Niedlichkeit und Geradlinigkeit à la Disney verbindet, wird bei «Tricky Women» selten auf seine oder ihre Kosten kommen. «Tricky» bedeutet ja auch «knifflig». Formen, Stile und Erzählweisen moderner Animation sind vielfältig wie die bildende Kunst allgemein. Das

I	N	F	O
<p>«Tricky Women» 5.–9. März im Topkino und Schikaneder Eröffnung im Gartenbaukino (Eintritt frei, Anmeldung nötig) Detailprogramm unter: www.trickywomen.at</p>			

Heidi Pataki trat mit Sprachwitz Gemeinheiten entgegen

«Fluchtmodelle» am Frauentag

Das 1. Wiener Lesetheater (1. WrLT) bringt anlässlich des Internationalen Frauentages am 8. März vier Kapitel aus dem Band «Fluchtmodelle. Zur Emanzipation der Frau» von Heidi Pataki (1940–2006). Die Wiener Journalistin, Lyrikerin, Essayistin und Übersetzerin zeichnete unter anderem die Fähigkeit aus, Sprachkritik und Poesie miteinander zu verknüpfen. Julian Schutting schrieb in einem Nachruf in der Tageszeitung «Die Presse», dass sie ihren Sinn für decouvrierenden Sprachgebrauch an Karl Kraus geschärft habe und ehrte sie mit folgenden Worten: «Eine melancholisch grundierte Skeptikerin bist Du, hast immer der Gemeinheit und dem Übel der Welt mit Sprachwitz

entgegentreten gewusst, und alles drängt auf Pointierung hin ...»

Mit dem 1972 erschienenen Werk «Fluchtmodelle» gastiert das 1. WrLT in der Galerie und Werkstatt NUU. Dieses Forum für Lesetheater besteht seit gut 20 Jahren und schreibt den niederschweligen Zugang auf seine Fahnen – immer freier Eintritt. Es bietet Literaturinteressierten auch die Möglichkeit, aktiv das Programm und die Rollenbesetzungen mitzugestalten. Darüber hinaus glänzt es mit dem Aufspüren kaum bekannter, aber sehr beachtenswerter Texte. Anzumerken ist noch, dass das Augenmerk ganz klar auf das gesprochene Wort gelegt wird. Mit anderen Worten: Mit Ausnahme von Musik wird auf

Mittel des herkömmlichen Theaterbetriebes wie Kulisse, Requisite, Kostüm und fixer Aufführungsort verzichtet.

reisch

I	N	F	O
<p>«Lesungen zum Internationalen Frauentag» Am 8. März lesen ab 17 Uhr bei freiem Eintritt unter dem Motto «Salzburgerinnen in Wien» Bettina Baläka, Margret Kreidl und Ruth Aspöck. Die Lesetheateraufführung von Heidi Patakis Essay «Fluchtmodelle. Zur Emanzipation der Frau» beginnt um 18.30 Uhr. Im Anschluss gibt es ein Frauenfest mit den üblichen Verdächtigen Musik, Speis und Trank. Veranstaltungsort ist die Galerie und Werkstatt NUU in der Wilhelm-Exner-Gasse 15, 1090 Wien.</p>			

A U F G ' L E G T

LUISE POP

«The Car The Ship The Train»

(Asinella Rec./Hoanzl)

www.myspace.com/luisepop



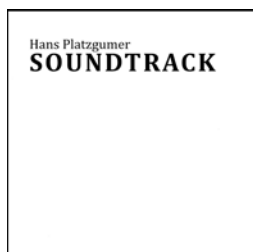
Popmusik ist beliebig, meist austauschbar und endet in gepresster Form mitunter als Mobile von der Zimmerdecke hängend oder als Kaffeeuntersatz. Weil es schön glitzert mehr aber auch nicht. Und dann rauscht von Zeit zu Zeit wieder Popmusik vorbei, die auch im dafür vorgesehenen Sinne funktioniert. Vera Kropf (Gesang, Gitarren, Beats), Lisa Berger (Gesang, Keyboards, Beats) und der Ja Panik Frontmann Andreas Spechtl (Schlagzeug) firmieren als Luise Pop und geben der Popmusik all das zurück was sie so liebenswert machte: Das Wackeln, das Scheppern, die Frechheit und den Spaß. Luise Pop räumen ein bisschen auf im Buben-Musikspielzimmer. «One can be fun, but twenty make you cry ... it's boys overload» (Boys) und schreiten zur Tat «the night time is the right time for conspiracies with the feminist terrorists» (Feminist Terrorists). Popmusik kann in den besten Fällen noch immer unterhalten und das ganz ohne Schamgefühl.

HANS PLATZGUMER

«Soundtrack»

(Konkord/Hoanzl)

www.platzgumer.net



Hans Platzgumer nimmt seinen Hut. Nie wieder soll seine Musik auf toten runden Plastik-Scheiben erscheinen. Bereits 1987 titelte seine erste Langspielplatte «Tod der CD». Doch seither ist viel Wasser die Donau entlang geflossen und Hans Platzgumer hat uns ein einen ganzen Kübel voller Plastikscheiben beschert. Unzählige Titel, darunter viele große Musiken, aber auch einiges was er sich hätte sparen können. Erst kürzlich erschienen lustige Coverversionen in Schräglage mit dem Trio «King Of Japan». Diesmal, bei seiner Abschiedsvorstellung im CD-Format war es ihm nach Kunst. Eine Filmmusik zu einem nicht vorhandenen Film ist entstanden. Ausschnitte aus 10 Jahren Klangbasteleien. Tropf. Knister. Pff. Kling. Klöng. Kunst muss nicht immer neu sein. Kunst kann auch sehr fad sein. Zum Spielen gibt es dafür 23, von verschiedenen Künstlern gestaltete, Frontcover die man nach Belieben tauschen kann und wenigstens das macht Spaß. Wie uns Hans Platzgumer in Zukunft erscheinen wird bleibt offen. (Iama)

ART.IST.IN
magazin

Die Spielanleitungen des Zoran Mirković:

«Nur wer würfelt, verliert»

«Das ist das Spiel ohne Regeln», sagt Zoran Mirković, deutet auf ein Brett, das keine Felder kennt, und schiebt rote, weiße und schwarze Steine darauf herum. Bis zu drei Stunden sitze er mit seinen Freunden davor. «Nur wer würfelt, verliert!» Denn die Würfel tragen weder Punkte noch Zahlen. Spielen stellt das älteste bekannte Kulturphänomen dar, es ist älter als Sprache, Schrift und Kunst und sogar als der Homo sapiens, denn auch Tiere spielen und

nutzen das Spiel zur Kommunikation. Mirkovićs Objekte wollen mehr sein als nur ästhetische Kriterien erfüllende Kunststücke. Sie sollen, so der 72-jährige serbische Künstler, «einen Sinn» haben, «kommunizieren». Deshalb gibt er ihnen Funktionen und Aufgaben.

Sie wollen ihre Zukunft wissen? Kein Problem. Zoran Mirković dreht am Holzorakel, das Buchstaben und Wörter auswirft. Oder erklärt die Welt der Physik und Astronomie anhand eines Mühlsteins, dessen affizierte reflektierende Blättchen Sterne an die Decke werfen. Der «Universalkalkulator» schließlich, ein pyramidenförmiges Gebilde aus einzelnen Holzbrettern, kann alles. So lässt sich auf seinen Seiten etwa wunderbar Xylophon spielen. Wie übrigens auch auf dem daneben liegenden Messerwurf-Set.

Mirkovićs Werke versprechen und «können» etwas, sie laden ein, mit ihnen zu spielen, zu kommunizieren. Als Instrumente erzeugen sie Klang und vermitteln zwischen Künstler, Publikum und dem «göttlichen Raum». Gott ist ihm, der sich eingehend mit Philosophie und Naturwissenschaften befasst hat, «ein weiter Begriff». Es gibt Angelegenheiten, die könne man eben nicht begreifen. Menschen etwa. Als Gynäkologe hat Mirković mehr als 4000 Geburten begleitet – verstanden habe er dieses Wunder aber nie.

Zum Abschluss spielt er die «Wiener Sinfonie». Er streicht mit einem Bogen über ein fast zwei Meter hohes Holzobjekt und spielt – Stille. An seinen Füßen die gelben Schuhe eines Clowns, mit Schellen daran.

MG

Spurwechsel – ein Musikfestival von Theaterleuten

Punk mit Schlager weich klopfen

Ein Musikfestival in einem Theaterhaus ist einerseits ein Affront für die darstellende Kunst, andererseits eine Chance, Theaterweigerer ins Haus zu locken. Diese Gratwanderung unternimmt die kleine Bühne «Theater in der Drachengasse» heuer zum vierten Mal. Mit dem programmatischen Titel «Spurwechsel» wird ein Musikfestival über die kleine Bühne des Barbereichs gehen, das die Vermengung von Musik und Schauspiel «hochprofessionell bis absolut motiviert» verspricht. In einem von drei Ankündigungstexten – alleine diese Tatsache untermauert schon die hochprofessionelle bis absolut motivierte Haltung der VeranstalterInnen – findet sich ein Absatz, der neben Musik und Schauspiel auch noch die Kochkunst mit einbezieht: «Man nehme gut drei Dutzend Schauspieler, Regisseure und Musiker, verquirle je ein Schock Pop und Rock mit drei Ellen Balkan, zwei Schoppen Mittelmeer,

vier Wispel Starkstrom und zwei möglichst klassischen Skrupel vom goldenen Wienerherz. Den Punk mit dem Schlager weich klopfen, zwei Esslöffel Schellack zugeben, anschließend Stück für Stück Liebe, Tod, Sehnsucht und Leidenschaft vorsichtig unterheben. Alles zusammen bei Oberhitze zwei Wochen lang mit dem Mischpult in Wiens behaglichster Theaterbar fertig siedeln.»

Was wäre an dieser Stelle noch treffender als in Anlehnung an den Kölner Komponisten Rochus Aust, wie er sich zu futuristischen Kochrezepten äußerte, frei zu zitieren: «Es wird noch heißer genossen als serviert. Das Publikum bekommt alles, nur kein Essen», aber an dieser Stelle als Digestif noch ein paar Namen der TrägerInnen, die in der Drachengasse zu hören und zu sehen sein werden: Wiener Melange, Tini Trampler & die dreckige Combo, Biederman, Psycho Quartz & Alberner Hafen ... reisch



FOTO: HANNES FLASCHBERGER

Gail Gatterburg, Sängerin, Schauspielerin und Regisseurin, unternimmt mit ihrem Gitarristen Bruno Reiningger in der Drachengasse einen Spurwechsel zu den Oldies

I N F O

Spurwechsel IV
1. bis 14. März
Theater Drachengasse
Fleischmarkt 22
1010 Wien
Eintritt: VVK € 12,-/8,-; AK € 14,-/10,- (erm.)
Kartentelefon: (01) 513 14 44
Detaillierte Informationen unter:
www.drachengasse.at

Musikarbeiter unterwegs ... (wieder) durch den Genre-Dschungel

Einfach gute Rockmusik



Hardrock? Stoner-Rock?

Wüsten-Rock? New Jersey Stoner? Das Wiener Quartett Solrize dealt mit heavy Gitarren und schweren Rhythmen.

Nein, ich werde bestimmt nicht gegen den Schnee lästern. Der Bub sagt, er mag ihn. Und besser ein angezuckertes Wien als diese Grau-in-Grau-Depressionspampe, wenn wir zwischen den Jahreszeiten hängen. Das, was jetzt passiert, schmeckt ja nach ernst zu nehmendem Winter-Revival. Mit Parallelen im geistigen Klima.

Die kulturpolitischen Unverhältnismäßigkeiten vertiefen sich nämlich drastisch. Man hat fast den Eindruck, dass das Vorverurteilen von Kunst («Pension F.») en vogue ist und das persönliche Bedrohen von Künstlern wie Hubert «Hubs» Kramar salonfähig. Geht's noch? Dass da Print-Medien die Moralkеule schwingen, die grundsätzlich nur niedrigste Instinkte bedienen und noch nie einen Genierer kannten, verwundert kaum. Zum Mitschreiben: Die Kunst ist frei. Wir können gerne und viel über Kunst reden, aber dazu müssen wir uns diese Kunst, die sich ungehindert entfalten darf, erst einmal anschauen. Oder anhören, lesen oder whatever. Dann können wir gut finden, schlecht finden, ablehnen, einwenden, diskutieren, daraus lernen, darauf reagieren, whatever. Bitte, danke! Manchmal träumt mir, ich steh am Prater-Vorplatz, vom Augartenspitz hör ich die Sängerknaben mit «Wien, Wien, nur du allein», und über meinem Kopf nehme ich etwas wahr, blicke auf und sehe ein riesiges, goldenes Wiener-Herz auf mich zustürzen. Dann schrei ich.

Facts of Life

Wann sitzt man schon mit Elvis im Kaffeehaus? Gut, nicht der Elvis, aber immerhin Elvis Nine, Sänger der Band Solrize hat bei den Musikarbeitern Platz genommen. Bis 2004/2005 saß er singend am

Schlagzeug der Band Psy-9, die sehr leiwandigen ramonesken Punk spielte, bis sie sich den eigenen Hörgewohnheiten folgend rockigeren Sounds zuwandte. Was das werte Publikum nach 10 Jahren nicht so recht mitmachte. Ende. «Es juckt weiter», sagt Elvis Nine und meint damit, dass manche Menschen den Virus Musikmachen einfach nicht loswerden. Hoss, ehemals Bassist der vom New Yorker Hardcore geprägten Only Attitude Counts ging es ähnlich. Das gemeinsame Jammen und musikalische Ausprobieren im Proberaum machte so viel Spaß und Sinn, dass das Duo ein fixes Lineup suchte. Im Dezember 2006 war die Besetzung mit Markus an den Drums und Mischa an der Gitarre konsolidiert und ein gut klingender Name gefunden. Solrize waren geboren.

Der gemeinsame musikalische Ansatz war und ist ein Sound, der im Musikjournalismus als Stoner-Rock oder Wüsten-Rock gehandelt wird. Wenn Heavy Metal abstrahierter und überspitzer Blues(-Rock) ist, verbirgt sich dahinter eine Spielart, die bei großer Liebe zu schwerem Rock die Blödheiten des Heavy Metal außen vorlässt. Einprägsame, repetitive Riffs, die gerne an Led Zep oder Black Sabbath erinnern, sind die Basis, die Tempi meist, aber nicht ausschließlich langsam, um den Riffs noch mehr Platz zu geben.

Die Vokalisten kommen meist eher aus der Punk-Schule (also direkte delivery, keine Schnörkel) als aus dem Heavy-Kunstgesang-Lager. So in etwa könnte man das erklären, weil im Gerne-Dschungel ist 2009 ohnehin schon alles so verzweigt,



Foto: Mario Lang

Der Musikarbeiter ist König, Elvis Nine ist New Yorker. Seine Band wird regelmäßig für eine Ami-Combo gehalten

dass nichts genau stimmt. Solrize schlagen sich sowieso ihren spezifischen Weg durch besagten Dschungel. Wie Elvis Nine anmerkt, haben ihre Songs einen erhöhten Anteil tatsächlicher und nicht uncatchy Refrains, was bedingt genretypisch ist. Und nicht zuletzt sticht die Stimme heraus. Unser Gesprächspartner klingt manchmal, als hätte der mächtige Glen Danzig (Sänger der legendären Misfits und der prototypischen Wenn-Punx-dann-Rockmachen-Band Danzig) noch einen Zwillingbruder, der in St. Pölten auf die Welt gekommen ist. Und das ist, mit Verlaub, sehr geil.

Wie überhaupt der Sound des ersten Albums der Band, «March Of

The Maraboo» mit seinen 9 Songs eine Wonne ist. Elvis Nine streut dafür Eroc Rosen, der das Mastering und den abschließenden Sounddesign besorgt hat – der Mann hat wiederum eine Vergangenheit bei der deutschen Band Grobschnitt, womit sich ein Kreis vom Wüstenrock zum Krautrock schließt. Unbeleckt vom Genre-Definitions-Wahnsinn funktionieren die Stücke wie «Ride The Shit», «Desert Son» oder «Gogogasm», die die Band gemeinsam musikalisch erarbeitet und Elvis Nine ganz unmittelbar als herzhaftes Rockmusik betextet. Was so auch live funktioniert, wo Menschen ganz ohne Stoner- oder Sonstwas-Rock-Bezug in die erfrischende Musik des Quartetts hineinkippen.

Nicht umsonst sind in der großen, weiten Musikwelt Queens Of The Stone Age, die als Stonerrock-Urgestein gelten dürfen, einer der gefragtesten Live-Acts überhaupt. In diversen Internetmagazinen fahren Solrize begeisterte Reviews ein, werden dabei regelmä-

ßig für eine Ami-Band oder Schweden-Kombo gehalten, so locker hält das, was sie da tun, den viel beschworenen internationalen Standard. Solrize legen wegen solcher Teilerfolge nicht die Händchen in den Schoß, sondern schrauben munter weiter, stürzen sich beherzt in den Kampf um Konzert-Bookings und arbeiten am Video zu «Ride The Shit», das im März fertig sein soll. In diesem Sinne: Ride and enjoy this great Shit!

Rainer Krispel

I N F O
Solrize: «March Of The Maraboo» (Burnside/Rebeat)
www.myspace.com/solrize
Live: 2. 4., Arena

Ein Querdenker und Philosoph, der das Galeristsein genießt

Sturm, Streit und Stars

Reinhold Sturm wünscht sich, dass sich die Künstlerinnen und Künstler in soziale Kämpfe integrieren, in brechtscher Konsequenz. Und ihn stört das Diktat des Geldes und der Wirtschaft, das die Autonomie der Kunst untergräbt. Vermutlich gibt es in Wien wenige Kunsthändler, die so denken. Grund genug, dass der Augustin den Philosophen unter den Galeriebetreibern um ein Gespräch bat.

Hätten Sie Lust, SchiffsanzeileinhaberIn zu werden, bei der Zerteilung des (Karton-)Schiffes letztendlich auch selbst Hand anzulegen und Ihren Teil mit nach Hause zu nehmen, oder würden Sie sich lieber mitten auf der Kärntner Straße nackt malen lassen? Vielleicht würde ihre Wahl auch auf ein filmisches Porträt, wie KünstlerInnen in einer so rasanten und rastlosen Metropole wie New York leben, fallen oder auf die philosophische Diskussion «Warum T. W. Adorno mit seiner Kritik an der Jazzmusik Recht hatte», moderiert von Otto Brusatti. Sie stehen mehr auf Musik? Agnes Palmisano, die jüngste Interpretin des Wiener Dudlers, würde sie ebenso in Staunen versetzen wie die einprägsamen Auftritte des Free-Jazzers Karl Wilhelm Krbac. Lieber Literatur? Die Präsentation der «Porno-Posse» von Wolfgang Vincenz Wizlsperger, angeregt von Grafiken Heimo Wallners, war zu empfehlen. Der Sänger, Tubaspieler und «Kammbläser» von «Kollegium Kalksburg» begleitete seinen Vortrag auch gleich musikalisch. Sie betätigen sich lieber praktisch? Dann hätten Sie sicher nach Herzenslust an den kleinen Hebeln der Metakulturen des italienischen Künstlers Francesco Bocchini gedreht und damit diese farbenfrohen Kunstobjekte zu einem bewegten, klappernden Leben erweckt oder an einer politischen Kunstaktion in der Wiener



Reinhold Sturm (links) und Jo Kühn bei der Aktion «Zweisprachige Straßenschilder»

Innenstadt teilgenommen, bei der 8000 zweisprachige Kärntner-Straße-Straßenschilder an PassantInnen verteilt wurden.

Willkommen in der Galerie *mel contemporary* und in der Welt ihres Betreibers, des Kunsthändlers Reinhold Sturm. Er selbst ist so vielseitig wie seine in und um die Galerie stattfindenden Veranstaltungen und Aktionen, ein richtiger Tausendsassa sozusagen. Auf meine Frage, als wen oder was er sich sehe, antwortet er: «Als multiple Persönlichkeit; in mir kommunizieren viele Persönlichkeiten miteinander ohne zu zerfallen; ein Philosoph, ein Ökonom, ein politisch interessierter Mensch, ein Galerist, ein literarisch interessierter Mensch, ein musikalisch interessierter Mensch, ein Veranstalter.»

Der Nichteingliederbare

Sturm organisierte bereits während seiner Mittelschullehrerzeit in Krems Mitte der 70er Jahre «in Auseinandersetzung mit der Feuerbachthese von Old Marx, dass man die Welt

nicht nur interpretieren, sondern sie auch verändern soll», politische und kulturelle Veranstaltungen, ursprünglich im Gasthaus Sattler. «Dort spielten wir Theater, wo wir Leute aus der literarischen Szene, aus der Musikszene eingeladen haben, wo wir philosophisch gestritten haben und in jugendlicher Radikalität die Atomwaffen-, die Atomreaktor-, die Friedens-, die Sozialismus-, und die Beziehungsfrage diskutiert haben». Dies setzte sich in Wien Anfang der 80er Jahre im *streitforum* fort, einer Veranstaltungsreihe in Zusammenarbeit mit der von Reinhold Sturm und dem Schriftsteller Erwin Riess 10 Jahre lang herausgegebenen

Meinungszeitschrift *der streit*.

Diese Kultur- und Politikveranstaltungen fanden jenseits oder neben parteipolitischen Veranstaltungen anderer statt. Die Parteipolitik in Österreich hat Sturm schon immer als Begrenzung und Schranke empfunden. «Eine meiner Hauptlebenshaltungen ist die Freiheit und der Antidogmatismus. Ich bin daher nicht eingliederbar in übliche Organisationen und wurde meiner kritischen Haltung wegen auch in keiner dieser ausschließlich gerne gesehen.» Gerade diese Freiheit habe ihm um das Jahr 2000 geholfen, sich dem Thema der bildenden Kunst zuzuwenden.

Der 1975 noch in Krems gegründete Verein M.E.L. stellt den Bogen zur heutigen Galerie *mel contemporary* dar. Als Reinhold Sturm seinen Freund, den Schriftsteller Peter Matejka, vor zehn Jahren fragte, wie er seine neue Galerie nennen solle, meinte dieser: «Nenn sie *mel*, des kenn ma scho.» Geheimnisumwoben ist die Etymologie der drei Buchstaben. Die offizielle Erklärung

Musik.Essen.Literatur ringt vielen Vertrauten nur ein Schmunzeln ab. Also doch eine verborgene Botschaft?

Die neu gegründete Galerie befand sich ursprünglich in einer nicht mehr benutzten Wohnung im 14. Bezirk. Mit zunehmendem Bekanntheitsgrad übersiedelten die Ausstellungen 2003 in eine leer gewordene Fabrikhalle aufs Nachbargrundstück. Dies ist die heute noch bestehende *mel factory*, die sich durch ihren verträumten Garten vor allem im Sommer für Veranstaltungen und Feste eignet. Nicht selten tummeln sich dort 150 Menschen. 2006 wechselte die Galerie in die Christenengasse 2 am Schuberttring. «Die Verlegung der Galerie in den ersten Bezirk betont den Entschluss, sich ernsthaft mit Kunst und Kunsthandel als Galerist zu beschäftigen.»

Das Leben genießen, den Streit genießen

Sturm ist nie asketisch orientiert gewesen, sondern immer auf die allseitige Entwicklung des Menschen bedacht. Neben Mathematik, Physik, der Chaostheorie, Theorien über Malerei, Musik und Philosophie interessieren ihn die Leiblichkeit, die Sinnlichkeit, essen und trinken. «Überall muss man lernen und neugierig sein.» Börnie Kulisz, einer seiner engsten Freunde und der beste Amateurklavierspieler, den R. St. kennt, hat ihn in die moderne Klaviermusik eingeführt und in die gesamte französische Literatur nach 1945. Von ihm hat er auch gelernt, dass man die Qualität des Geschmacks entwickeln kann. Das Schulungsobjekt: die besten Bordeaux-Weine. Diese Erkenntnisse hat Sturm auch beim Essen umgesetzt, er kocht gerne und verwöhnt Freunde mit seiner Küche. Weiters reist und tanzt er gerne. Letztlich genießt der Galerist auch die Erotik und die Sexualität. Er führt seit Jahren in die Überwindung der kleinbürgerlich monogamen Lebensweise ein offenes Mehrbeziehungsleben, wobei das, wie er betont, «nicht

heißt, dass man sich eines Don-Juanismus befleißigen muss».

Für unseren Gesprächspartner bedeutet Philosophie, das eigene praktische Handeln im historischen Kontext zu reflektieren. Die Philosophie, die er vertrete, sei eine im Sinne von Antonio Gramsci oder W. F. Haug nicht abgehobene, nicht transzendente Philosophie; ihr konstruktives Potenzial liege im Hinterfragen der gesellschaftlichen Verhältnisse, der politischen Praxis und im Herausarbeiten alternativer Modelle, insofern interessieren Sturm die Themen Kritik, Entwurf und Utopie.

Er selbst hat sich oftmals zu Äußerungen zu philosophischen und ästhetischen Fragen entschlossen. Zu einem Text zusammengefasst wurden diese unter dem Titel *Allgemeine Werttheorie* 1991 – gemeinsam mit Peter Moeschl – in *der streit* publiziert. Die *Allgemeine Werttheorie* ist der Versuch, «die Regulation jedes einzelnen Menschen und die Regulation der Gesellschaft über den allgemein bekannten Begriff der Wertung und der Werte in Verbindung zu bringen.»

Die Agonie der Kunst

Reinhold Sturm vertritt zur Zeit mehr als 30 Künstler und Künstlerinnen. Etliche von ihnen zählen zu seinem engen Freundeskreis. Es finden sich darunter international bekannte Leute wie Jürgen Messensee, Mario Dalpra, Heimo Wallner, Gerda Fassl, Linde Waber und Peter Pongratz. Andere wie Moldovan Virgilius oder Oscar Holub gehören zu den wichtigsten Vertretern der österreichischen contemporary art. Aber es gibt auch unentdeckte «Sterne» wie Jo Kühn oder den Fotokünstler Gerhard Aba. Der Kunsthändler vertritt auch KünstlerInnen aus der VR China und aus Italien.

Wichtig ist Sturm das Niveau der künstlerischen Arbeiten: «Wenn man sich den jetzt erschienenen Galeriekatalog anschaut, dann wird man hoffentlich eines darin finden: dass die Qualität stimmt.» Zentral ist ihm die Einstellung seiner KünstlerInnen



Reinhold Sturm (rechts) mit Francesco Bocchini vor dessen skurriler Klangmaschine. Links, mit Aufnahmegerät, die Autorin

zur Funktion der Kunst. Mit den ersten Auktionen von contemporary art bei Sotheby's und Christie's um 1970, sagte Sturm, habe der Weltmarkt die moderne Kunst entdeckt und diese unter das Diktat der Ökonomie gestellt. Durch Spekulationen mit Kunst wurden riesige Gewinne erwirtschaftet, die Umsätze am Kunstmarkt haben sich seiner Schätzung nach in diesen 40 Jahren vertausendfacht. Viele Galerien hätten sich der Ökonomisierung des Kunstbetriebes untergeordnet. Sie erfüllten den historischen Kern der Galeristentätigkeit, die Kunstvermittlung, wie sie in den 70er und 80er Jahren noch Anspruch war, nicht mehr, sondern seien zu Geldaneignungsmaschinen geworden. Die KünstlerInnen selbst fungierten zunehmend als Luxusmarke und Aushängeschild.

Letztendlich seien sie aber zu «Rohstofflieferanten» reduziert worden. Die Folge sei die «Agonie der Kunst», wie der Kritiker und Theoretiker der Postmoderne, Jean Baudrillard es formuliert hat, d. h. ihr Verzicht auf Autonomie und Widerständigkeit. Für unseren Gesprächspartner ist aber genau das die Aufgabe der Kunst,

und die primäre Aufgabe einer Galerie sei die der Kunstvermittlung. Es gehe um «die Präsentation spezifischer Standpunkte zu künstlerischen Inhalten und Formen unserer Zeit». Und dies nicht nur in den Galerieräumen, sondern auch andersorts, etwa im öffentlichen Raum.

Differenz statt Konkurrenz

Die von den KünstlerInnen gewählten Ausdrucksmittel und Stile variieren stark. Eigentlich sei die Differenz das Entscheidende und nicht die Konkurrenz: «Wenn man sich die unterschiedlichen Künstler bei mir jetzt anschaut, gibt es *art brut*, sie thematisiert die widerständige deformierte Form. *Art brut* kann von pathologischen Künstlern stammen, auch von solchen, die akademische Ausbildung haben. Dann gibt es Künstler, die Wahrheitssucher sind wie Jürgen Messensee, die ein zentrales Thema der Kunst, in seinem Fall die Erotik, ihr Leben lang zu realisieren versuchen. Und es gibt Künstler, die mehr ins Populäre gehen. Einer davon ist sicherlich Jo Kühn mit seinen Messerschnitten, die figurativ sind, teilweise auch illustrativ, die aber auf alle Fälle

ungewöhnlich originell sind, nicht nur in diesem Metier, sondern auch über dieses hinausgehend», skizziert Sturm das Spektrum der Variationen. Besonders jene KünstlerInnen erregen seine Neugier, die eine politisch kritische Position vertreten – Künstler wie Alfred Hrdlicka beispielsweise. Es ist Reinhold Sturms Anliegen, jüngere Künstler und Künstlerinnen zu finden, die den bestehenden Verhältnissen ähnlich kritisch gegenüber stehen und das auch künstlerisch umsetzen.

Reinhold Sturm wünscht sich, dass sich die populäre Kunst in soziale Kämpfe integriert. «In den 70er Jahren hat es das ja auch gegeben», erzählt der Galerist dem Augustin. «Wenn ich mich an die «Proletenpassion» erinnere, alle diese schönen Dinge, an die Peter-Turrini -Filme, an Michael Scharang und wie sie alle geheißen haben: Es war eine Generation von Künstlern, hochaktiv in den sozialen Auseinandersetzungen ihrer Zeit. Ich würde mir wünschen, dass so etwas wieder passiert.»

Mit Reinhold Sturm sprach
Barbara Karahan

Faltungen, Quetschungen, Zerrungen, Druckpunkte, Spannungen in Farbe

Marias Kampfansage

Dem Tode, in Kärnten als «Sensenmann» bezeichnet, den angeblich verminderten Vergnügungen im Alter und den «Kinderschändern» kündigt die Künstlerin Maria Lassnig ihren Widerstand an. Mit viel Kraft, Energie und Härte reflektiert sie in knalligen Farben geschlechtliche Themen.

Ein rosafleischiger Mann mit sehr hellblauen Augen und leerem Blick zerquetscht eine Art rosa Weltkugel, die auch einen deformierten Kopf darstellen könnte. «Der Weltzertrümmerer» (2001) heißt das Bild mit dunkelblauem Hintergrund. Die mittlerweile schon 89-jährige Künstlerin Maria Lassnig geht in ungewohnter Härte in ihrer derzeitigen Ausstellung «Das neunte Jahrzehnt» im MUMOK das Thema der männlichen Gewalt an. Der «Sportsmaster» (2002) hält zwei dunkelblau uniformierte Mädchen, die diszipliniert Handstand machen, fest und «Der Kinderschänder» (2001) kniet über einem leblos wirkenden, leeren Körper in Mädchengestalt, der einer rosa Gummipuppe ähnlich schaut. Der wuchtige Mann berührt das Gesicht des Wesens mit dicker, lilagrauer Hand.

Ein Bild, das Maria Lassnig unbedingt ausgestellt haben wollte – «Das wird gezeigt!», sagte sie –, verweigerte Kurator Wolfgang Drechsler zuerst: Der «Don Juan von Österreich» (2001) hängt nun in der Ausstellung, ist aber nicht im Katalog abgebildet. Ein Kompromiss zwischen dem Kurator, der es am längsten mit der autonomen, sturköpfigen Künstlerin aushielt, und der großen, alten Dame, die immer konsequent ihren eigenen Weg bestritt. Ein Jahr lang wurde die Ausstellung vorbereitet, der Bildkern aus der Schau in der Londoner Serpentine Gallery im letzten Jahr erweitert und weiter entwickelt.



«Ich brauche immer einen Widerstand», sagt Lassnig. «Lassnig setzt sich ständig allem aus», sagt Köb

Das von Lassnig verwendete männliche Modell war schon über das Bild «Insektenforscher I» (2003) beleidigt, auch mit dem Bild «Der Biologe» (2003), der nackt und in männlicher Resignation auf ein einzelnes Ei starrt, in dem eventuell Leben steckt, war der Mann sicher nicht glücklich – aber dass er als «Kinderschänder» erhalten musste, war wohl der Gipfel. «Er hat das nicht gewußt, dass ihm da ein Mädchen umgehängt wird», meint Drechsler mit etwas verlegenem Lächeln über das sehr eindeutige Bild zum Thema «Sexuelle Gewalt gegen Mädchen», auf dem das nächste Mädchen ohne Gesicht, von zwei ausgestreckten

Armen mit den Handflächen nach oben gehalten, mit den Beinen um den Körper des Mannes, in der Mitte des Bildes schwebt. Wie die «zersägte Jungfrau» im Zirkus, die ein Messer oder Fallbeil in zwei Teile schneidet und die später wieder unversehrt und ganz ist.

Knallharte, verletzliche Nacktheit

«Ein Maler sollte nicht über seine Modelle lästern. Maria Lassnig will eben provozieren, diese Bilder sind extrem inszeniert», urteilt der Kurator. Dass das Modell auch als gebürtiger Kärntner als Symbolfigur herhält, ist aber klar. Lassnig arbeitet

in dieser Ausstellung anscheinend Kindheits- und Jugenderinnerungen auf, die so nicht ihre sein müssen, aber sicher nicht, wie viele JournalistInnen annahmen, alleine vom späteren Amstetten handeln.

Maria Lassnig selbst war – typisch für Kärnten – ein uneheliches Kind. Ihr Stiefvater war Bäcker und im Ort sehr beliebt. Dazu gibt es auch ein Bild, die «Mehlspeisenmadonna (Madonna of the Pastries)» aus 2001, nach Edouard Manet gemalt. «Maria Lassnig hatte immer eine sehr innige Beziehung zur Mutter, dabei gab diese sie als Kind zuerst zur Oma und später in eine Klosterschule. Als die Mutter 1964 starb, ging es ihr sehr schlecht», erzählt Drechsler. Lassnig malte damals verschiedene grünrote Garten-Bilder zum Thema «Letztes Bild meiner Mutter im Liegestuhl» (1964) mit einer entschwebenden, liegenden Mutter mit offenem Mund und rötlichen, verknoteten Selbstfiguren.

Die Kunsthistorikerin Abigail Solomon-Godeau spricht von einer «Kunst des Feminismus», denn «es gibt keine feministische Kunst, sondern allein Kunst, die von feministischer Praxis und Theorie beeinflusst wurde. Doch während die Erkenntnisse der feministischen Kritik inzwischen generell Eingang ins progressive Denken gefunden haben, ist – von einigen bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen – die feministisch beeinflusste Kunst, die parallel zur Herausbildung einer feministischen Theorie entstand, nicht auf vergleichbare Weise akzeptiert oder integriert worden.» Nur wenige nehmen Maria Lassnig ihre «Kunst des Feminismus» ab, deren Eingrenzung eben schwierig ist, eine «Frauenfreundin» sei sie sowieso nicht, meinen Künstlerkolleginnen.

Lassnig bringt immer wieder feministische Themen wie weibliche Autonomie nicht nur in Krisenzeiten, Erotik im Alter oder Kritik an klassischen Rollen ein – das Alter ist ja schließlich auch nur eine Rolle, die eine Frau unterschiedlich auslegen

und bespielen kann. Offen kritisiert sie weibliche Identitätsmuster. Das Plakatsujet einer nackten, älteren Frau, die sich eine Pistole an die Schläfe hält und eine zweite auf den Betrachter richtet, ist knallhart und in den U-Bahn-Stationen im Großformat zwischen all den süßlichen Frauenplakaten schwer zu ertragen. «Die Handlung, die ich da vollziehe, ist die einer einfachen Verzweigung. Ich male mich wie eine gelbe Zitrone mit einer Waffe. Das Alter ist für mich dabei weniger das Thema – noch nicht! Der Tod schon.»

Die nun im MUMOK gezeigte Variante Lassnig'scher Kunst der letzten zehn Jahre ist ebenfalls knallhart, und man fragt sich, ob es der Kurator war, der die Themenblöcke mit den knalligen Hintergrundfarben in türkis, rot oder grüngelb in dieser Weise seriell gestaltete oder ob die Darbietung der Schau den Wünschen der Malerin folgte. «Lassnig wollte die Blöcke zum Teil anders haben. Sie kommt ja von der Farbe, von der Malerei her und wollte die Bilder mehr mischen, mehr auseinander reißen. Ihre Aufteilung wäre anders gewesen», erklärt Drechsler, der ganze Themenblöcke wie die Fußballerbilder aus der Ausstellung heraushielt.

Mystisches, unnachgiebiges Kärnten

Wie schon in vorigen Ausstellungen visualisiert Lassnig Kritik an, aber auch Trauer über geschlechtliche Rollen. Neu ist ihre Sehnsucht nach den in der Gesellschaft zu meist über die Rolle der Ehefrau, Geliebten oder Mutter vermittelten Zärtlichkeit. Sie sagt selbst, sie opferte der Kunst eine reale Familie, aber es wird wohl auch die künstlerische Konzentration auf sich selbst gewesen sein, die traditionelle Verbindungen verhinderte. Van Gogh glaubte in der Tradition seiner Zeit, dass Wahnsinn der unbedingt zu zahlende Preis für seine Kunst wäre, Lassnig hingegen scheint zu wissen, dass eine starke, sturköpfige, autonome Frau die Rechnung der Einsamkeit und des verminderten männlichen Begehrens bezahlen muss.

Lassnig mietete sich in den 80er Jahren ein altes Schulhaus in den Kärntner Bergen, das



Keines ihrer Bilder wollte Maria Lassnig für die Kärntner Kunstaussstellung K08 herausrücken – ein Protest gegen den damaligen Landeshauptmann

Nachfolgemodell gegenüber ihrer einklassigen Volksschule ist nun ihr Atelier. Dort, nahe der Kapelle unterhalb der Kirche, malte sie im Keller der ehemaligen Schule im Sommer verschiedene Kärntner Modelle, die mit Plastikfolien experimentierten, was Lassnig als geeignete Metapher für «Mann/Frau Darstellungen» hielt. Das «Paar» (2005) schaut sich tief in die Augen, unter erstickende, trennende Plastikhüllen gesteckt, die wohl – ähnlich Herbert Achternbusch, der tote Menschen in seinem Film «Der Wanderkreb» in einen durchsichtigen Regenmantel gehüllt darstellte –, Abgerücktheit und Distanz verbildlichen sollen; aber auch eine Herausforderung sind, dem Durchsichtigen eine malerische Form zu geben. «Am Ende ist eine Mystik herausgekommen», sagt Lassnig. Ein neues Bild von 2007 ist «Die uneheliche Braut», in der ein Brautschleier aus Plastik eine traurige Frau mit einsamer Brust und geschlossenen Augen umgibt. Ihr Gesicht liegt im Schatten.

Für die große Kärntner Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die «Emanzipation und Konfrontation», die K08 der fleißigen Kuratorin Silvie Aigner, wollte Lassnig kein einziges Bild herausrücken. Landeshauptmann Haider sponserte noch letztes Jahr die Großausstellung an verschiedenen Standorten – Lassnig schimpfte, weil das MUMOK ein Bild herlieh. «Ich brauche immer einen Widerstand», sagt sie im Film-Interview in der Ausstellung. «Das Landleben in Kärnten bringt einen Widerstand.» Draußen führt gerade Museumsdirektor Edelbert Köb eine Gruppe Anzugträger durch die Ausstellung. «Lassnig setzt sich ständig allem aus», befindet er.

Kerstin Kellermann

I N F O

„Maria Lassnig. Das neunte Jahrzehnt“

Ausstellung bis 17. Mai
Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien

täglich 10.00 bis 18.00 Uhr,
donnerstags bis 21.00 Uhr.
Zur Ausstellung ist ein Katalog
(172 Seiten, 32 Euro) erschienen



Desperados im Ballfieber

Magdalena Blaszczuk dokumentierte den Augustinball

Ausnahmsweise fladern wir einen Titel. Unter «Desperados im Ballfieber» berichtete der «Online-Kurier»: «Mit dem Augustinball feierte ein sympathisch-bunter Haufen am Donnerstag in der Akademie der bildenden Künste eine Art Anti-Opernball.»

Die «APA» zitierte einen Augustinball-Besucher: «Promis hätten es schwer bei uns, weil wir sie gar nicht kennen.»

Der «Kurier» am Tag danach widmete dem Augustinball eine ganze Seite (handelte es sich dabei um einen Sabotageakt von «Kurier»-MitarberInnen gegen den «Kurier»-Eigentümer Raiffeisenbank?). Auszüge: «Der Ball, den die Organisatoren der Straßenzzeitung Augustin bereits zum sechsten Mal als Kontrastprogramm zum Opernball veranstalten, kann sich auch ohne große Roben und teure Stargäste sehen lassen: Da wäre zunächst einmal die Ballspende, die der freundliche Herr Hans beim Eingang verteilt: Prächtige Primel-Stöckerln in Rosa, Gelb und Weiß (...) Am Ball tummeln sich Insider und Außenseiter, je nach Betrachtungsweise (...) Den Herrn Elmayer hat man eingeladen, um den Ball zu eröffnen, wo er doch beim Opernball nicht mehr gebraucht wird. Er hat leider abgesagt. Und als Tini Trampler das Polonaise-Ballet zu «fünf Sekunden Ballgelächter» auffordert, ist das fast so komisch wie im Haus am Ring. Und wer weiß, vielleicht macht Staatsopern-Direktor Ioan Holender seine Ankündigung (beim Club 2 über Opern- und Augustinball, die Red.), 2011 den Augustin-Ball zu besuchen, tatsächlich wahr.»

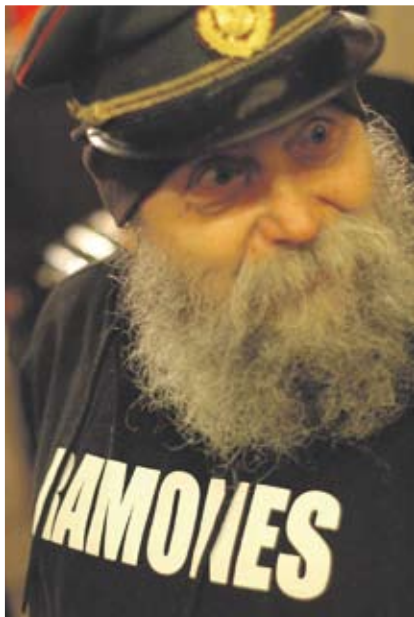
Ein Schärddinger, der extra zum Augustinball angereist war: «Der Opernball ist für mich das sekundäre Ereignis der heutigen Nacht. Wenn wir einen demokratischen ORF hätten, stünde der Opernball im Schatten des Augustinballs. Für mich ist der Opernball die Anti-Augustinball-Demo der oberen Tausend. Er ist die missratene Kopie des Augustinballs. Am Opernball gerieren sich die Gnome als Gnome. Sehr originell – wo bleibt da die Idee Fasching? Die heißt bekanntlich Umdrehung der sozialen Verhältnisse. Bettler werden zu Königen ...» ■



Punkiges Stimmgewitter mit Gastpunk Krispel. Fotos oben: Die Polonaise-Persiflage als Auftakt des Augustinballs



Meistfotografiert: Magdalena Steiner mit der schwarzen F13-Katze im Haar



Linke Spalte: Stefan Sterzinger und Augustin-Urgestein Strawinsky. Oben: Die Dreckige Combo, Tini Trampler und die Gitareros von Ja,Panik



Sie machten den Augustinball zum Herzschlag des Wiener Faschings: Moderator und DJ Rainer Krispel, Ja,Panik, Tini Trampler & die dreckige Combo, Stefan Sterzinger, Stimmgewitter Augustin (Live Music), Martha Labil (mit Tini Trampler Ko-Choregrafen der Polonaise), die Akademie der Bildenden Künste, Gerhard Pfau (Mensa), Fredl Ott (Bühne, Technik, allgem. Unterstützung), Karin van Vliet (Styling Corner), Familie Flaschner (Sanitätsdienst), Familie Kramer (Blumentopfspenden) und die vielen BesucherInnen, die die fünfjährige Augustinball-Pause vergessen machten.



FOTOS: MAGDALENA BLASZCZUK

Die Fotos von Seite 30 bis 37 dokumentieren den Waltz Mob am Bahnhof Praterstern vom Freitag, dem 13. Februar. Ausnahme Seite 35: F13-Aktion der Wiener Neustädter Straßenzeitung „Eibischzuckerl“ vor dem Bahnhof Wr. Neustadt

Texte von Frauen aus der Justizanstalt Schwarza
(5. und vorläufig letzter Teil)

Bekanntschaften

Sammy Kovac war von 2003 bis 2007 in der JA Schwarza inhaftiert. Sie ist eine der Protagonistinnen in Tina Leischs Film «Gangster Girls». Im Laufe der Arbeit an dem Film begann sie zu schreiben. Hier Teil 5 ihrer Erinnerungen. Im ersten Teil («Der Tag») erzählte Sammy, wie sie wegen eines Spielzeugpistolenüberfalls auf eine Trafik ins Gefängnis kam. Im zweiten Teil («Das Leben in der Haft») berichtete sie über Konflikte unter den gefangenen Frauen. Im dritten Teil («Der Wasserkocher») erfuhren wir, wieso sie in der Haft erneut eine Verurteilung bekam. Im vierten Teil beschrieb sie das Dilemma der Verräterinnen.

In der Justizanstalt Schwarza ist von den Delikten her alles vertreten. Angefangen von kleinem Blödsinn bis hin zu den großen Verbrechen. Man sagt zwar immer, man wolle mit bestimmten Delikten nichts zu tun haben, wie zum Beispiel mit den Frauen, die Kinder umgebracht haben, aber das gilt dann doch nicht so generell für alle. Ich habe das früher auch immer gesagt, doch trotzdem gab es Frauen, die so ein Delikt hatten und mit denen ich mich sehr gut verstand. Also, man kann das nicht

generalisieren, und bei manchen Frauen weiß man nicht genau, was sie getan haben.

Ich habe in Haft auch zwei von den Lainzer Krankenschwestern kennen gelernt. Mit einer von ihnen verstand ich mich sehr gut, sie ist total nett. Ich habe sie nie nach dem Wieso und Warum gefragt oder wie sie damit umgeht und wie sie jetzt darüber denkt. Obwohl es mich sehr interessiert hätte und auch noch immer interessiert. Wieso ich sie nicht danach gefragt habe? Es kam nie so eine richtige Gelegenheit, und ich dachte, vielleicht ist es ihr auch unangenehm. Mit ihrer Komplizin habe ich nichts geredet. Ich hatte mit der nie richtigen Kontakt, und das war auch gut so, denn sie war mir total unsympathisch. Ich sah sie nur, als ich im ersten Stock lag, beim Essenausteilen.

Als ich im Erstvollzug war, lag ich in einer Viererzelle mit Martina, auch Venusfalle genannt. Sie hatte den Männern vorgespielt, dass sie sie liebt, und daher Geld von ihnen bekommen.

Aus den Medien bekannt

Eines Tages beim Mittagessen hieß es, wir würden eine Neue in die Zelle bekommen. Wir hatten ja schon eine leise Ahnung, um wen es sich handeln könnte, und wir fragten

bei der Beamtin nach, ob es die Kindermörderin sei, über deren Fall in den Wochen zuvor die Medien fast täglich berichtet hatten. Die Beamtin sagte, sie wisse es nicht. Aber ich denke, es war gelogen. Kurze Zeit später kam sie auch schon. Es war Annette, die Kindermörderin. Unser Verdacht hatte sich nun bestätigt. Wir waren natürlich alles andere als begeistert, dass wir diese Person in die Zelle bekommen. Martina machte natürlich gleich einen Aufstand, weil wir mit ihr in einer Zelle sein mussten, doch das brachte natürlich nichts. Im Gegenteil: Die Beamtinnen sagten zu Martina, wenn sie sich nicht benehme oder die Annette nicht in Ruhe lasse, komme sie in den Normalvollzug, wo sie nach der Arbeit den ganzen restlichen Tag in der Zelle sein müsse. Ich konnte nichts dazu sagen, es blieb mir nichts anderes übrig, als mit ihr die Zelle zu teilen. Ein paar Tage später brachte der ORF in der Sendung «Willkommen Österreich» das Thema «Wenn Mütter zu Täterinnen» werden – unter anderen Fällen wurde auch der von Annette präsentiert. Wir schauten uns das an. Annette saß ohne irgendeine Regung, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken auf dem Bett und schaute sich das Ganze seelenruhig an. So als würde sie das gar nicht betreffen und sie gar nicht gerade im Fernsehen sein. Mir war das einfach zu viel, ich musste raus aus der Zelle. Ich konnte das einfach nicht fassen. Ich hatte so eine Wut in mir. Aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich hatte immer nur das Nötigste mit ihr gesprochen. Und was noch sehr heftig war: Sie hatte von ihrer kleinen Nichte Kinderfotos auf ihrer Pinwand hängen. Also, bei Annette dachte ich immer daran, was sie getan hatte. Bei ihr ging mir das nicht aus dem Kopf.

Es kam dann auch noch eine zu uns in die Zelle, deren Spitzname, so wurde sie auch in der Öffentlichkeit genannt, Spinne lautete. Mit der kam ich auch nicht klar. Ich bin dann in eine andere Zelle umgezogen. Dort war zwar auch ein junges Mädchen, die ein Delikt mit ihrem Kind hatte, aber mit ihr verstand ich mich

sehr gut, und ich dachte auch nicht immer an ihr Delikt. Wenn man eine Frau kennen lernt und sie auch mag, ist es egal, was diejenige gemacht hat.

Keinen Sinn und keine Gerechtigkeit

Auf der Jugendabteilung war ein Mädchen, die hatte ihren Freund umgebracht, ihm den Penis abgeschnitten und die Hoden aufgeschnitten. Wieso sie das gemacht hatte, weiß ich nicht genau. Das Mädchen hieß Sylvia und sah aus wie ein Engel, aber ab und zu hatte ich bei ihr das Gefühl, dass sie nicht ganz normal im Kopf ist. Sie erzählte, dass sie nach der Tat noch mit dem Auto herumgefahren sei. Dieses Mädchen wird täglich an ihre Tat erinnert, da sie sich dabei an zwei Fingern die Sehnen durchschneidet, so dass sie Schwierigkeiten beim Greifen hat. Aber was das Ärgste ist: Sie hat dafür neun Jahre bekommen und musste nicht ganz fünf machen. Sie wurde nämlich als Jugendliche verurteilt. Da fragt man sich schon! Ich verübte einen Raubüberfall, bei dem niemanden verletzt wurde und musste deswegen viereinhalb Jahre in Haft verbringen. Aber es bringt ja gar nichts, darüber nachzudenken, denn einen Sinn findet man nicht und eine Gerechtigkeit sowieso nicht.

Sammy Kovac

I N F O

Alle Texte von Sammy Kovac und Näheres zu den «Gangster Girls» auf www.gangstergirls.at

Filmvorführung mit anschließender Podiumsdiskussion am **Mittwoch, dem 4. März um 19.30 im Zentralkino, Wiener Neustadt, Lange Gasse 26.**

Am Podium unter der Moderation von Sabine Etl u. a.: Margitta Essenther (Anstaltsleiterin JA Gerasdorf), Gottfried Neuberger (Anstaltsleiter der JA Schwarzenau), Wolfgang Gratz (Studiengangleiter Public Management FH Campus Wien), Tina Leisch (Regisseurin)

Regulärer Kinostart von «Gangster Girls» am 27. März im Wiener Stadtkino



FRAU SEIN ...

heißt immer noch ...

lieb sein,
brav sein,
hübsch und
erotisch sein.

dumm sein,
Mund halten,
aber was
leisten.

Möglichst gratis!

**ORTSGEFÜGE
(STADT-LAND)**

Es ist ein Unterschied,
ob ich von meinem Fenster aus
den Kirchturm – die Mitte – sehe oder nicht.

Ob ich sonntags angesprochen werde,
ob sich jemand für mich interessiert.

Es ist ein Unterschied, ob sie merken,
dass ich da bin ... oder nicht?

Andrea Gross



BESTELLSCHEIN

AUGUSTIN
DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

um 70 Euro Geschenkabo ab 70 Euro
 Förderabo ab 90 Euro

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____ Tel.: _____

Die Rechnung geht an: Name & Adresse: _____

(Nur bei Geschenkabo ausfüllen)

Einsenden an: AUGUSTIN Reinprechtsdorfer Str. 31; 1050 WIEN ABO-Tel. 587 87 90/Fax 587 87 90-30

Wenn man einen Politiker beim Wort nimmt, muss man dessen Konsequenzen auch selbst leben:
Es reicht!

«Es reicht» lässt sich im Alltag einfach so dahinsagen. Aber wenn diese Formulierung zu einer Regierungsbankrotterklärung geworden ist, kann man auch als einfacher Staatsbürger darüber ins Grübeln kommen. Wenn es denen schon gereicht hat, denke ich mir: Mir reicht es auch. Und zwar endgültig.

Wie hieß da noch dieser Politiker, von dem nicht mehr in Erinnerung bleiben wird als der gequälte Gesichtsausdruck, mit dem er ein Spiel betrieben hatte, das nicht seines war, und der mit diesen Worten «Es reicht!» ein ganzes Land erlöst hat? – Zumindest für die Zeit des Nichtmehr-Regierens, der kurzen Phase des Durchatmens, bis die neuen Gesichter auf der Regierungsbank Platz genommen haben, um mit ihren Ritualen des Relativierens von Wahlversprechungen von Neuem zu beginnen.

Dieses eine «Es reicht!» war ein besonderes «Es reicht» – auch für mich. Zum einen, weil es etwas auf den Punkt gebracht hat, was nicht nur den politischen Überbau dieses Landes charakterisiert, sondern auch eine Grundstimmung, die man gerne als «österreichische Mentalität» bezeichnet: Es war Schlusspunkt einer typisch österreichischen Inszenierung, die – für viele durchschaubar – das Verhindern zum staatstragenden Leitmotiv gemacht hat.

Nämlich das Verhindern als ein politisches Ritual, bei dem alles, was ein anderer, der in der Welt der Politik ja immer auch ein Gegner ist, als Erfolg für sich verbuchen könnte, von vornherein zerstört werden muss. Das Verhindern soll zum Scheitern führen, damit der, der durch das Verhindern an seinen Vorhaben scheitern soll, nicht etwas erreicht, das anderen vielleicht gefallen und ihn in der Gunst der Wähler beliebter machen könnte. Zu dieser typisch österreichischen Strategie des Verhinderns kommt auch noch das beliebte Spiel, dem anderen den Schwarzen Peter zuzuschieben. So hält man ein Land in Agonie und seine Bevölkerung in Dauerlähmung – auch wenn diese Strategie der Destruktivität nicht immer aufgeht, wie das Ergebnis der jüngsten Nationalratswahl gezeigt hat.

Aber das heißt noch lange nicht, dass nach dieser Kurzzeitregierung, die sich zynischerweise schließlich selbst verhindert hat, dieses dramaturgische Grundmuster österreichischen Verhaltens aufgegeben wird. Im Gegenteil: Wenn die Politiker ganz oben in Form einer neuer Regierung plötzlich

Kuschelkurs und Gestaltungswillen verstrahlen, ist das noch gefährlicher als das Verhindern in Form eines Regierungsprogramms. Dann muss das Verhindern wieder umso nachhaltiger an die Ebenen darunter delegiert werden. Schließlich gibt es in der Politik ja nichts zu verschenken an die einfachen Staatsbürger – aber das muss ihnen gut verkauft werden.

Zum anderen hat dieses eine «Es reicht!» für mich die Folge, dass ich die Konsequenzen des am Verhindern gescheiterten Kurzzeitvizekanzlers so lebe, wie er sie (er-)tragen musste. Er musste gehen. Ich muss zwar nicht, mache das aber auch.

Da ich von keiner politischen Bühne abtreten kann, trete ich aus diesem Land aus. Ich entziehe mich diesem Ritual der Verhinderung durch Nicht-Teilnahme, also durch geografische, politische, soziale und seelische Abgrenzung. Ich wandere aus. Ich gehe auf die Insel.

Statt mir abends in der ZiB die Katastrophen im Kleinen (österreichische Politik) und im Großen (die Welt als solche, die in den ORF-Nachrichten auch vorkommt) anzuschauen, werde ich vor der Casa Maria auf den Steinen sitzen und dem Sonnenuntergang zusehen. Und habe ich eine Schreib- oder sonstige Krise, gehe ich von La Calera, wo ich wohnen werde, schnell einmal hinauf zum Aussichtspunkt La Merica 600 Meter über dem Meeresspiegel, auf den Tequergenge oder mache einen Ausflug in den Lorbeerwald rund um den Garajonay.

Von nichts leben kann ich dort auch. Besser als hier, weil ich weniger warmes Gewand brauchen werde und keine Unsummen fürs Heizen ausgeben muss.

Eigentlich bin ich diesem «Es reicht!»-Politiker dankbar dafür, dass er dieses österreichische Dilemma auch für mich so auf den Punkt

gebracht hat. Damit hat er meine vergeblichen Versuche, Subventionen oder Sponsorgelder für Theaterproduktionen aufzutreiben, von der Ebene des persönlichen Scheiterns auf das staatstragende österreichische Grundmuster des Verhinderns erhoben. Das ermöglicht mir, mich nicht kleinlaut davonstehlen zu müssen, sondern mit erhobenem Haupt zu gehen und mir zu denken: Es gibt auch noch anderes, als mir hier vergeblich den Arsch aufzureißen, weil ich irgendetwas bewegen und erreichen wollte. Und dieses Andere hat (hoffentlich) mehr Lebensqualität als die grauen Monate in Wien und Sonntage mit Live-Spielen der österreichischen Bundesliga.

II.

Robert Musil schreibt in seinem gigantischen, als Roman getarnten Jahrhundert-Essay über sein philosophisches Alter Ego Ulrich: «Ungefähr wie ein Essay in der Folge seiner Abschnitte ein Ding von vielen Seiten nimmt, ohne es ganz zu erfassen, – denn ein ganz erfasstes Ding verliert mit einem Male seinen Umfang und schmilzt zu einem Begriff ein – glaubte er, Welt und eigenes Leben am richtigsten ansehen und behandeln zu können.»

Ich werde also Musils Anregung aufgreifen und mein Leben als Essay sehen, als die Versuche, dieses Ding Leben von vielen Seiten zu nehmen und zu betrachten. Hat man etwas, wie ich z. B. das Theater, von allen Seiten betrachtet und droht es dadurch wirklich, ganz erfasst zu werden, verliert es laut Musil seinen Umfang. Der Begriff, zu dem es bei mir geschmolzen ist, entspricht dem staatstragenden Leitmotiv, das die vergangene Regierung so schön sichtbar gemacht hat: Verhinderung.

III.

«Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas, der man nur einen Fehler nachsagen konnte: Sie empfand Genie und geniale Unternehmungssucht an Privatpersonen, die nicht durch hohe Geburt oder einen Staatsauftrag dazu privilegiert waren, als vorlautes Benehmen und Anmaßung.» So beschreibt Musil dieses seltsame Land «Kakanien» in seinen Endzügen, von dem nur «der Rest ist Österreich» übrig geblieben ist. Aber auch wenn sich die geografischen Grenzen radikal verschoben haben, hat dieses



geistige Kakanien eine erstaunliche Kontinuität: Mit Musils Befund kann man ebenso die größtenteils sozialdemokratisch bestimmte (Kultur-)Politik des kleinen Nachfolgestaates beschreiben.

Wer, so wie ich, in den 1970er und 80er Jahren in einem ständigen Spagat zwischen Journalismus und Kunst gelebt hat, hat schon einen an sich unmöglichen Grenzgang versucht: Den Theaterkritiker als erweiterten Dramaturgen hat nur Lessings so verstanden, nie die österreichische Theaterlandschaft und schon gar nicht die, die sich Theaterkritiker nennen. Sie sind (mit wenigen Ausnahmen) schreiberische Selbstdarsteller, die seit etlichen Jahren auch nur mehr das wahrnehmen wollen, was in ihrem Blickfeld liegt. So genanntes freies Theater oder Off-Theater kommt schon lange nicht mehr auf den «Kulturseiten» der österreichischen Tageszeitungen vor. Und wenn, dann nur, wenn die jeweilige Bühne zu den persönlichen Spielwiesen des jeweiligen Kritikers oder der jeweiligen Kritikerin gehört.

Dabei war gerade das Aufkommen dieser Theaterszene, die erstmals den großen, von der öffentlichen Hand finanzierten Bühnen etwas Anderes, Neues entgegenzusetzen hatte, eines der spannenden gesellschaftlichen Felder, an denen sich die Offenheit einer Gesellschaft im Umbruch hatte (hätte!) beweisen können. Nach den literarischen Aufbrüchen der Wiener Gruppe und den brachialen Grenzüberschreitungen des Wiener Aktionismus hatte sich eine Theaterszene entwickelt, die sich nicht mehr vorschreiben lassen wollte, was sie wo und wie aufführen musste. Man spielte in Kaffeehäusern oder adaptierte alte Kinos fürs Theater und spielte auch Brecht, obwohl das die Kritikergötter Hans Weigel und Friedrich Torberg für Österreich verboten hatten.

Conny Hannes Meyer, Dieter Haspel, Hans Gratzler, Erwin Piplits und später auch Hanna Tomek hießen die wichtigsten Protagonisten dieser neuen, subversiven Theaterwelle (nachdem die Stadt Wien das kommunistische Scala-Theater, an dem auch Brecht inszenierte, ausgehungert und abgerissen hatte). Sie hatten eine Bewegung losgetreten, der viele andere gefolgt waren, und damit plötzlich etwas geschaffen, an dem man nicht mehr vorbeisehen konnte: Eine Theater-Gegenbewegung mit künstlerischem und Publikumspotenzial.

Wer, wie ich, von der zweiten Phase dieser Entwicklung bis zu deren Ende dabei war, hat auch die Strategien der tödlichen kulturpolitischen Umarmung hautnah beobachten können. Zuerst war das Bemühen eines Kulturstadtrates Mrkvicka, der mit der Szene wollte und eine Jury für diesen neuen Theaterbereich im Kulturamt eingerichtet hat (der unter anderem auch ich angehörte). Aber dem gut gemeinten Versuch, alles mit der sprichwörtlichen Gießkanne sprießen zu lassen, war ein anderer botanischer Versuch in Form von Kulturstadträtin Ursula Pasterk gefolgt.

OTTAGRINGO



Der Aufbruch der 1960er- und 1970er-Jahre war vorbei und es musste alles wieder in von oben geregelte Bahnen gelenkt werden. Also war Pasterks Anspruch, die Szene «vom Wildwuchs zu befreien», wie sie es selbst formuliert hatte. Es wurde ordentlich geteilt und geherrscht, die Braven bekamen Conny Hannes Meyers ehemalige «Komödianten» im Künstlerhaus und Dieters Haspels ehemaliges «Ensemble Theater» im Konzerthauskeller in Form eines von der Stadt indirekt verwalteten Konstrukts, das fortan «die theater» hieß (und jetzt nur mehr «brut» heißt). Die anderen, die sich nach Musils Diktum durch schlechtes Benehmen und Anmaßung hervorgetan hatten, wurden dementsprechend von der «vorsichtig beschneidenden Bürokratie» gründlich ausgemistet.

Weil man Aufsässiges von unten unter Kontrolle haben wollte, es aber im österreichischen Theater immer auch einen Hang zu Aufregtheit gibt, die nichts mit den künstlerischen Produktionen selbst zu tun hat, setzte man einen Aufreger in Form von Claus Peymann in die Burg und somit an die oberste Spitze der heimischen Theaterhierarchie. Künstlich stilisierte und von Außenstehenden als lächerliche, provinzielle Klamotten empfundene Skandale lenkten so vom eigentlichen Skandal, dem Zerstören einer von unten gewachsenen Theaterlandschaft, kongenial ab.

Kein Wunder, dass in dieser Ära auch die Wiener Festwochen einer radikalen Wandlung unterzogen wurden. Was vorher eine wichtige Produktionsstätte für Wiener Theater(-Gruppen) war, die sich oft nur durch die Teilnahme an den Wiener Festwochen ihr Weiterbestehen sichern konnten, wurde auch von diesem Wildwuchs gründlich gesäubert. Und so sind diese Festwochen, nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet als kulturelles Lebenszeichen

einer Stadt, die daran war, sie (wieder) zu finden, in dem sie sich selbst kulturell feiert und ihre künstlerischen Leistungen präsentiert, zu einem reinen Einkaufsfestival verkommen, in dem freie Gruppen schon gar nichts mehr zu suchen haben und Wiener Theater größtenteils nur in Koproduktionen auf Staatstheatrebene stattfindet. Was noch ein bisschen dahindümpeln will und darf, kann in Form der Bezirksfestwochen an besseren Grätzelfesten teilnehmen.

Die Theaterreform des jetzigen Kulturstadtrats Mailath-Pokorny nennt sich nur so, sie ist eigentlich eine Pensionsreform: Man konnte die biologische Lösung nicht erwarten, die die alten Haudegen, die noch immer ihre so genannten «Mittelbühnen» bespielten, in die Pension geschickt hätte, sondern schickte sie mittels «Umstrukturierung» in die Frühpension. Dieter Haspel wird demnächst aufhören, Theater mbH und Gruppe 80 sind Vergangenheit, deren Betreiber und künstlerisches Personal Fälle für den Pensionsfonds oder das AMS.

Als Avantgardebühnen gelten «brut» und «tag», das von vier Gruppen bespielte ehemalige Theater der Gruppe 80. Das Schauspielhaus profiliert sich nach Hans Gratzers Prinzip seiner letzten Phase in diesem Haus, indem es ausschließlich Uraufführungen spielt – und setzt als einziges den Mut früherer Jahre fort. Und dann gibt es noch den letzten Mohikaner Hubschi Kramar, der unentwegt gegen alle kulturpolitischen Gummiwände gelaufen ist und mit seinem «3raum Anatomietheater» etwas hochhält, was sonst längst untergegangen wäre: Theater, das bewegt, weil es Stellung bezieht.

Fortsetzung von Seite 33

IV.

Ich hingegen will nichts mehr bewegen. Ich habe oft genug meinen Schädel hingehalten für kulturpolitischen Widerstand und bin dafür von einem wild gewordenen Regisseur, dessen Theater damals so ähnlich hieß wie die jetzige Billigzeitung, via «Standard» aus der Kleinbühnenjury des Unterrichtsministeriums geschossen worden. Ich habe erfolgreich Theaterstücke geschrieben und auch produziert. Aber in einem Genre, für dessen zeitgemäße Wiederbelegung Dario Fo den Nobelpreis bekommen hat, das aber in Österreich, weil es hier so eine wunderbare Tradition gegeben hat (Nestroy! Soyfer!), nur museal, aber nicht lebendig vorkommen darf: unterhaltsames, kritisches und politisches Volkstheater.

Ich habe in den 1980er Jahren ein Symposium zu dieser Theaterform veranstaltet und jetzt, zwischen 2001 und 2007 mit zwei Stücken («Eine burgenländische Hochzeit» und «Zur fröhlichen Csarda oder: Selbst ist die Frau») bewiesen, wie modern und erfolgreich diese Theaterform sein kann: Drei Tournée mit mehr als 60 Vorstellungen im Burgenland (das einzige Bundesland ohne Landesbühne), ausverkaufte Gastspiele in Wien und 2007 eine ebenfalls ausverkaufte Spielsérie im kroatischen Kulturzentrum KUGA in Großwarasdorf/Veliki Borištof (übrigens durch eine EU-Förderung und nicht durch eine Subvention ermöglicht) haben gezeigt, dass wir dieses Stück noch viele Male in vollen Wirtshaussälen hätten spielen können. Allein: Es gab für Wiederaufnahmen weder Subventionen noch Sponsoren. Und ohne ausreichend Geld funktioniert Theater nicht, wenn man die gesetzlichen Auflagen wie das Anstellen des künstlerischen Personals einhält.

Eine im Vorjahr eingereichte, hochkarätig besetzte Produktion zum Thema Alkohol mit dem Anspruch meines Theatervereins «event.theater.company», interaktives Theater im Publikum zu spielen, wurde kommentarlos von der dreiköpfigen Theaterjury der Stadt Wien abgelehnt. Aber wahrscheinlich kennen die den Regisseur Erhard Pauer nicht (der neben Inszenierungen von Gruppe 80 bis Volkstheater den Theatersport nach Österreich gebracht hat), ebenso wenig wie die SchauspielerInnen Klaus Fischer, Alexander Lhotzky, Gail Gatterburg oder Alfred Schedl. Oder wurde es abgelehnt, weil Künstler weit jenseits der 30 kein avantgardistisches Theater machen können? Ich werde es nie erfahren.

Anlässlich des 70. Todestages von Jura Soyfer wollten wir unsere Produktionen 2009 dem im KZ ermordeten Dichter widmen. Und werden ebenso wie bei den vorangegangenen Versuchen viel Zeit und unbezahlte Arbeit in das Verfassen von Konzepten und Einreichungen vergeuden,



um dann wieder mit leeren Händen, ohne Budget und ohne die Möglichkeit, unserem Beruf nachgehen zu können, dastehen.

Irgendwann reicht es. Jetzt. Jetzt ist die Frustgrenze ebenso erreicht wie die Existenzgrenze. Also gehe ich. Und helfe dabei zwei Kollegen. Ein ehemaliger Burgschauspieler, der in der freien Szene verhungert, wird ebenso als Untermieter in meiner Wohnung ein Bleibe finden wie ein arrivierter und jetzt dauerarbeitsloser Schauspieler der frühpensionierten «Gruppe 80». Er hat sich kürzlich scheiden lassen müssen, damit er mehr als 300 Euro Notstandshilfe bekommt und hält sich mit dem Ausmalen von Wohnungen über Wasser.

Zwei von vielen Künstlerexistenzen nach der Wiener Theaterpensionsreform.

V.

Wien sieht sich im Leitbild dieser Reform als «Theaterstadt mit überragender Bedeutung» und als «Kulturmetropole», die ihre Rolle und Bedeutung in Zukunft weiter ausbauen will. Die von Musil für die österreichische Ewigkeit beschriebene Form des Herrschens durch «die aufgeklärte, wenig fühlbare, alle Spitzen beschneidenden Bürokratie» hat das Ergebnis ihres (Ver-)Waltens, nämlich die Flurbereinigung von allem, was «vorlautes Benehmen und Anmaßung», also künstlerisches Aufbegehren und Stellungbeziehen ist, als das Ergebnis einer quasi natürlichen Entwicklung konstatiert: «Freies Theater definiert sich heute weniger über oppositionelle Inhalte und neue Stücke als durch eine eigene, im etablierten Theater nicht ohne weiteres mögliche künstlerische Praxis.»

Was immer auch diese «nicht ohne weiteres mögliche künstlerische Praxis» heißen mag: Sie ergibt, als Ergebnis einer Verhinderung inhaltlicher, gesellschaftspolitischer oder gar eingreifender Theaterpraxis eine Art Endlosschleife, in der jede Generation das Theater neu erfinden muss und sich in Dingen wiederholt, die schon vor 20 Jahren unter dem nichts sagenden Begriff «Avantgarde» alt ausgesehen haben.

So nichts- und deshalb viel sagend sehen auch die Voraussetzungen aus, will man sich beim

Kulturamt der Stadt Wien um Projekt- oder Jahressubvention bewerben: «Innovative Ideen und Konzepte, fundiert beschriebene experimentelle Arbeit» sind zwei der vier Kriterien, nach denen ein dreiköpfiges Kuratorium, das den Überblick über die gesamte Wiener Theaterszene hat, ihre Auswahl trifft.

Und so sieht eine «freie» Theater-szene dann aus, wenn «die beste Bürokratie Europas» «Genie und geniale Unternehmungssucht» ohne «hohe Geburt oder einen Staatsauftrag» als Anmaßung sieht: Sie hat etwas ursprünglich Lebendiges so gerodet, dass, mit wenigen Ausnahmen,

größtenteils inhaltsleeres Herumexperimentieren von schon längst Auserperimentiertem als «innovative Ideen» und «experimentelle Arbeit» übrig geblieben ist. Von einer «überragenden Bedeutung der Theaterstadt Wien» sehe ich im Off-Bereich wenig bis nichts. Aber das ist wahrscheinlich so wie mit dem österreichischen Fußball. So lange man im eigenen Land spielt, ist man eigentlich Weltmeister. Muss man sich allerdings mit dem Ausland messen, zeigen einem die ausländischen Fußballer, wo der Bartl den Most holt. Nicht bei uns. Wir sind Zwergenland. Oder Bambiland.

Aber vielleicht ist das auch so ein Phänomen, das man mit Musil erklären kann. Sucht nämlich dessen «Mann ohne Eigenschaften» einen (philosophischen) Zugang zu einer immer unerklärlicher gewordenen Welt, möchte sich Österreich als «Land ohne Eigenschaften» dieser Herausforderung verweigern: Nicht auffallen und durchwursteln entspricht einer erprobten Tradition und ist noch allemal besser, als vielleicht irgendwo Haltung beweisen oder Stellung beziehen zu müssen.

VI.

Auch darüber werde ich auf der Insel nachdenken. Und bei aller Wehmut und allem wahrscheinlichen Heimweh werde ich mir ein Lächeln bewahren, weil ich weiß, dass mich das alles nichts mehr angeht. Vielleicht treffe ich ja dort diesen «Es reicht!»-Politiker und kann mich dann endlich bei ihm für diesen Anstoß bedanken, einmal einen Politiker ernst genommen zu haben und auch dessen Konsequenz zu leben – was mein Leben gründlich ändern wird, weil ich mich dadurch weiterer Verhinderung entziehe. Sollen sie sich weiter gegenseitig und alles Lebendige und Widersetzliche verhindern: Ich werde sie nach einigen Tagen Auf-das-Meer-Schauen vergessen haben und mich dem Leben und dem Schreiben so hingeben, als ob mich das Schicksal nie in diesen Kakanien-Zwergenstaat mit seinem Lebensprinzip des Verhinderns geboren hätte, sondern in eine Welt, deren Reichtum das Ermöglichen ist.

Erwin Kisser

Aus der Schreibwerkstatt

Der Blick über die Schulter



Wie macht ihr das eigentlich, ganze Bücher zu schreiben, ganze Dramen auf die Bühne zu stellen, Gedichtsammlungen zu ganzen Lyrikkbänden anwachsen zu lassen? Hin und wieder stellt sich ein Schriftsteller dieser Frage, wie Uwe Bolius am Mittwoch, dem 4. März im Augustin-Zentrum, wo er aus seiner Hitler-Darstellung lesen und mit uns diskutieren wird.

Meist aber sind wir darauf angewiesen, dass die Profis Spuren ihrer Arbeitstechniken im Werk selber, in Notizen, Tagebüchern oder der zeitgenössischen Beobachtung ihrer Biografen hinterlassen. Es macht Spaß, sich auf solcher Fährtenuche zu Text-Kochrezepten inspirieren zu lassen.

Inspiriert von Arno Schmidt (1914–1979):

Man nehme ein Astronomiebuch, eine griechische Tragödie und ein zeitgeschichtliches Ereignis und vertiefe sich so lang in alle drei, bis man eine Hauptfigur erfunden hat, in deren Wesen und Handlungsstreben alle diese Stoffe verschmolzen werden können und diese Figur in eine bruchstückhaft erzählbare Geschichte hineinwächst. Daneben betreibe man eine Zettelkartei, in der die alltäglichen Vorkommnisse alphabetisch geordnet aufbewahrt und immer wieder neu beschrieben werden. Von «Abendrot» bis «Zähneputzen» wird eine Stichwortkartei der banalen alltäglichen Dinge immer wieder durch neue Sprachbilder ergänzt. Arno Schmidt hat tatsächlich eine solche Zettelsammlung gepflegt. Auf diese Weise hatte er einen Bildervorrat, den er einsetzen konnte, sobald er eine Metapher im Text brauchte – und eine strenge Buchhaltung über die Metaphern, die er schon einmal verwendet hatte, und die für ihn daraufhin für alle Zeit tabu waren. Ich erinnere mich an ein Bändchen von ihm, in dem zwanzigmal der Mond aufgeht, und jeder Mondaufgang wird anders beschrieben, oft sehr knapp: «... der Mond, dieser gelbe Kosake ...».

Ganz allgemein meine daraus abgeleitete Empfehlung: mehrere Quellen benutzen und ungewöhnliche Alltagsbeschreibungen sammeln. Gerade die trivialen Vorkommnisse bergen die Gefahr, dass man sie entweder langweilig oder mit an den Haaren herbeigezogenen Vergleichen beschreibt.

I N F O
 Uwe Bolius: «Hitler von innen»
 Öffentlich zugängliche Lesung und Diskussion von und mit dem Autor bei freiem Eintritt. Am Mittwoch, dem 4. März um 18 Uhr in den Räumlichkeiten der Schreibwerkstatt, 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31, hinten im Hof.

Inspiriert von Raymond Chandler (1888–1959):

Man nehme einen Krimi, der einem gefallen hat, und arbeite den Plot heraus. Also z. B.: Aus Jerry Cotton wird einfach die «Figur A», aus dem Inhaltsteil «Gerät selber in den Verdacht, ein Mörder zu sein» wird «Konflikt mit ...» usw. Am Ende bleibt ein völlig abstraktes Personen- und Handlungsgerüst übrig, das sich erweitern oder verkürzen lässt und als Vorlage für neue Storys dient. Raymond Chandler hat diese Technik tatsächlich jahrelang praktiziert, indem er die Krimis von Dashiell Hammett auf ihre Plots reduzierte und sie für eigene Krimis verwendete. Diese Krimis erschienen zuerst einmal als Groschenromane und wurden später zu seinen berühmten Romanen ausgebaut. Texte aus Texten aus Texten. So geht's auch.

Inspiriert von Elias Canetti (1905–1994):

Man nehme eine moderne Übersetzung, noch besser eine Nacherzählung, der Homer'schen «Odyssee» und verwende eigene Lebenserfahrung, um einen völlig neuen Text daraus zu machen. Das allgemeine Lebensthema, ein Ziel anzustreben und dabei den Weg als Lebensinhalts-Abenteuerkette zu erfahren, ist so allgemein, dass es als literarische Vorlage unerschöpflich bleibt. Elias Canetti hat es für seinen Roman «Die Blendung» benutzt und das auch eingestanden. Paolo Coelho hat es nicht eingestanden, ist dem Muster vielleicht auch nicht bewusst gefolgt, aber wer «Der Alchemist» gelesen hat, wird kaum daran zweifeln.

Inspiriert von Albert Camus (1913–1960):

Man führe ein Tagebuch und nehme sich jeden, aber auch wirklich jeden Tag Zeit, wenigstens ein paar Stichworte zum Erlebten einzutragen. Beim Schreiben dient es dann immer wieder als Ideenquelle. Camus war im Angesicht des ihm als 18-Jährigem von den Ärzten prophezeiten baldigen Todes ein äußerst methodischer Arbeiter. Er hat so gut wie alle seine Tagebucheinträge früher oder später literarisch verwendet, wohl mit der Einstellung «Ich kann mir vergebende Arbeitszeit nicht leisten».

Inspiriert von Bertolt Brecht (1898–1956):

Dürrenmatt und Frisch und unzählige andere Größen sind bei Brecht, der auch Beispiel geben wollte, in die Schule gegangen. Frisch hat sich gewaltsam von ihm losgerissen, damit «noch



etwas von mir übrig bleibt». Ihm ein einfaches Kochrezept abzuschauen, wäre sehr schwierig. Aber einen Grundsatz: Wer Szenen schreiben will, muss die Gegenwart hereinlassen. Also doch: «Man nehme» lebendige SchauspielerInnen, aktuelle Musik, aktuelle Nachrichten und schreibe eine Szene darauf zu. Als einfache Vorübung: Man schreibe einen kleinen Absatz einer Erzählung in einen Dialog um, der zu den SprecherInnen Aurelia Wusch und Robert Sommer passt. Schwierig? Ja! Aber dramatische Texte sind für Leute geschrieben, die damit weiter arbeiten müssen.

Zum Schluss sei nochmals an die bevorstehende Begegnung mit Uwe Bolius erinnert. Er hat volle dreißig Jahre an dem Buch gearbeitet, zwei Drittel seines Schriftstellerlebens. Er hat ganz bestimmt jede Menge Antworten. Also sollten wir mit möglichst vielen Fragen zu diesem Abend kommen.

Franz Blaha

AUGUSTIN Schreibwerkstatt



Jeden ersten Mittwoch des Monats, 18–20 Uhr

1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31 im Hof

Gäste willkommen

Keyboardspieler ohne Strom

Draußen ist es bitterkalt. Das Thermometer zeigt minus zehn Grad Celsius. Ich sitze im beheizten Waggon des Regio-S-Zuges nach Floridsdorf am Weg in meine Arbeit. Ein Geschäftsmann und eine Schülerin steigen ein. Sie sitzt vis-à-vis von mir und sieht noch ziemlich verschlafen aus. Es ist knapp vor acht Uhr. In der Station Südbahnhof steigen Leute zu, und ein Mann fällt mir dabei sofort auf. Es ist Richard, wie sich noch herausstellen sollte. Sein Gesichtsdruk ist fahl. Seine dunklen blauen Augen sehen ausdruckslos ins Leere. Er sieht sehr mitgenommen aus. Man merkt, er hat kein Zuhause. Er setzt sich neben mich. In der Hand hält er die kleinformatige Gratiszeitschrift, so wie der Geschäftsmann eine Reihe vor uns. Richard trägt weiße Turnschuhe und eine ziemlich abgenutzte Hose und unreine Kleidung. Seine Haare sind gepflegt kurz, doch sein Dreitagebart und die fettigen Haare hinterlassen keinen guten Eindruck auf die um ihn sitzenden Fahrgäste. Er hat eine breite Nase, wie die eines Boxers, und einige Narben im Gesicht. Das Mädchen vis-à-vis starrt in an, versucht aber, ihm dabei nicht in die Augen zu sehen oder Richard davon Notiz nehmen zu lassen.

Ich sitze mit einem Anzug neben ihm. Es muss ihm unangenehm sein, denke ich mir. Gerade als ich mir klar mache, dass es keine Unterschiede gibt, ob reich, ob arm, ob obdachlos oder nicht, da verlässt Richard

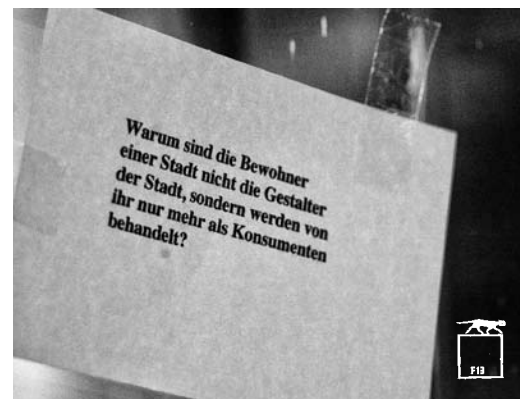
seinen Platz neben mir und setzt sich auf einen leeren ins Eck. So, als ob er sich nicht in die Gesellschaft integriert fühlt. Ich muss aussteigen. Praterstern. Ich schaue zu Richard und überlege: Soll ich ihm nicht etwas geben, damit er sich zumindest etwas Warmes zu essen kaufen kann, einen Kaffee fürs Kaffeehaus. Ich überlege kurz, nein, ich möchte mich nicht aufdrängen. Vielleicht wäre es ihm unangenehm. Ich steige aus und gehe Richtung Rolltreppe. Mein Schuhband geht auf. Ich bleibe kurz stehen, da sehe ich plötzlich – meinen Kopf auf die Seite neigend – Richard. Ich bin erleichtert. Ich muss jetzt was machen. Ich stelle mich hinter Richard auf die Rolltreppe und kramme in meiner Brieftasche. Verdammte, wieder kein Geld dabei, nur meine Bankomatkarte. Okay, ein paar Cent hab ich noch. Ich gehe auf Richard zu und spreche ihn an. «Darf ich Ihnen diese paar Cent geben, die können Sie gut gebrauchen.» Sein ausdrucksloses Gesicht verändert sich für einen kurzen Moment, und er bedankt sich für die paar Cent. Ich gehe Richtung Arbeitsstelle. Nach ein paar Metern denke ich mir, warum denn nicht ein Interview mit Richard machen.

Ich frage ihn also. «Hast du Lust, willst du nicht über deine Geschichte für den Augustin ein wenig erzählen.» Er sagt: «Ja, natürlich gerne.» Und so mache ich mir einen Treffpunkt mit Richard in einem Café aus. Das Ambiente im Café ist verglichen mit dem gewohnten Umfeld in seiner

Notschlafstelle der Caritas im dritten Bezirk in der Gänsbachergasse elitär. Zumindest kurz kann auch Richard diesen Moment auskosten, sich wie ein «normaler» Bürger zu fühlen. Das war aber nicht immer so.

Schmuckes Häuschen am Stadtrand

Früher, so verrät er mir, hatte der gelernte Versicherungskaufmann mit Matura auch ein geregeltes Leben und ein schmuckes Häuschen am Rande von Wien. Fast wehmütig erzählt er mir von seinem Haus mit Garten und 160 m² Wohnfläche. Sogar einen Schwimmteich hatte das Haus. Richard ist mittlerweile 49 Jahre alt und hatte bis zu dem Zeitpunkt seiner Scheidung immer ein geregeltes Leben. Er arbeitete bei einer Versicherung, in der EDV und schließlich im Außendienst bei einer anderen großen Versicherung. Nebenbei hatte er auch sein Hobby fast zu seinem Beruf machen können. Er spielt Keyboard und war oft gebucht auf diversen Veranstaltungen, von Geburtstagsfesten über Hochzeiten bis Feiern aller Art. «Irgendwann einmal ist dann mein Chef auf mich zugekommen und hat mir die Kündigung auf den Tisch gelegt.» Zeitgleich hatte es mit seiner Frau gekriselt, und wie das Leben so ist, folgte eine Katastrophe der nächsten. Die Firma musste ihn wegrationalisieren, so hatte man es Richard mitgeteilt. Auch seine Frau wollte einen Schlussstrich ziehen und das gemeinsam aufgebaute Leben mit Richard beenden. Im gleichen Jahr ist auch noch sein Vater gestorben. Das traf ihn wie eine Keule, von da an ging es mit Richard nur mehr bergab. Das war vor sechs Jahren. Das gemeinsame Haus wurde verkauft, er suchte sich eine Mietwohnung. Die ist ihm aber bald zu teuer geworden. Auf meine Frage, warum er denn keinen Job gefunden oder mit seiner Orgel einfach Straßenmusik



gemacht habe, meinte er nur: «Ich war am Boden zerstört, zu nichts mehr in der Lage. Obwohl ich leidenschaftlich gerne Musik mache, war es mit dem Keyboard unmöglich, Straßenmusik zu machen. Dafür brauchst du Strom, und den findest du auf der Straße nicht.» Es wurde nicht nur das Geld weniger, auch seine sozialen Kontakte haben sich eingeschränkt. Zuerst fand er noch in seinem Freundeskreis hilfsbereite Menschen, die ihm eine Bleibe zur Verfügung stellten. Doch aus Scham wollte er diese Hilfe nicht mehr annehmen, und so kam es, dass er in Wiener Neustadt in einem Abbruchhaus mit zwei anderen Gestrauchelten eine Bleibe für ein weiteres Jahr fand. Nach Wiener Neustadt hat es ihn wegen seiner Mutter hingezogen. Sie war dort krank, und er wollte in ihrer Nähe sein und sich um sie kümmern. Das Wohnen im Abbruchhaus hat der Besitzer geduldet. Doch nach einem Jahr mussten er und seine beiden Bekannten den Platz frei machen. Die Zustände seien ohnehin katastrophal gewesen. Es gab nicht immer Strom, es war im Winter eiskalt und zum Duschen mussten sie in eine öffentliche WC-Anlage gehen.

Ein Rucksack voll mit Büchern

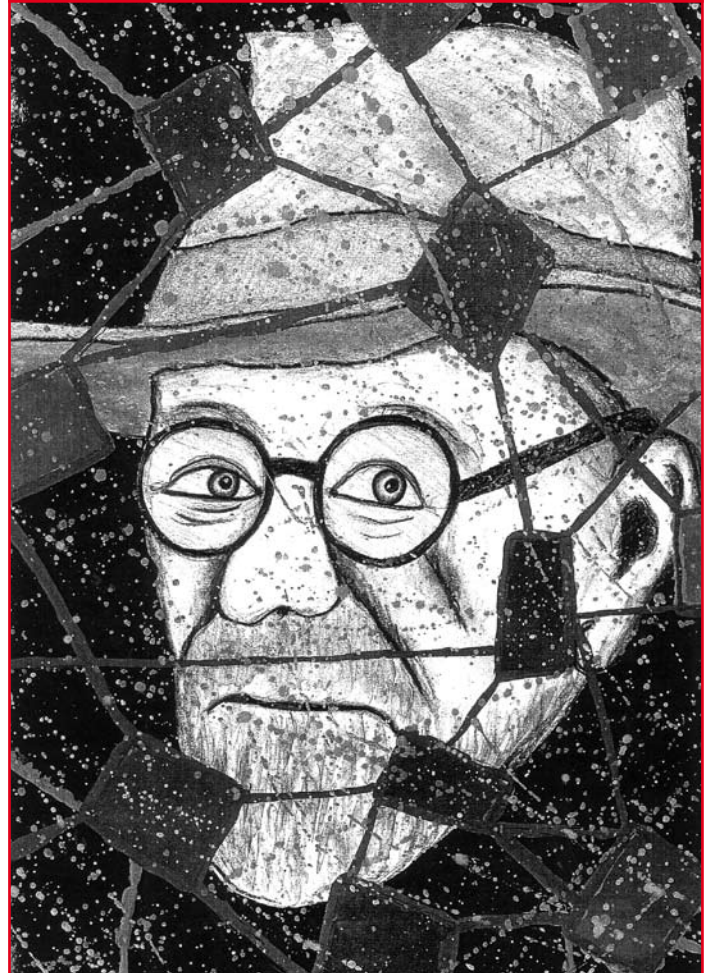
Seine Mutter lebte in einem Haus in Wiener Neustadt. Er wollte aber nicht mit ihr unter einem Dach leben. Er liebte seine Mutter, aber für das Zusammenleben mit ihr war er nicht bereit. Da gab es dann doch zu viele Spannungen. Er wollte aber für sie da sein und kümmerte sich deshalb um sie sehr behutsam – bis zu ihrem Tod. Das ist noch nicht sehr lange her. Richard ist am Boden zerstört. Damit er nicht in den kalten Wintermonaten auf der Straße leben muss, hat er eine Notschlafstelle der Caritas angenommen. «Dort gibt es für mich etwas zu essen, und manchmal bekomme ich auch Bücher. Ich lese sehr gerne.» Richard hat immer seinen Rucksack mit Büchern dabei. Damit setzt er sich untermittags in den kalten Wintertagen zur U-Bahn-Station. Dort ist es warm, und er kann seine Bücher in aller Ruhe lesen. Auf meine Frage, wie er auf die Blicke der Menschen reagiere,

meint er: «Das lernt man zu ignorieren. Es kommt der Punkt, an dem es dich nicht mehr stört.» Richard trinkt keinen Alkohol, wie er mir versichert, aber hin und wieder ein Bier ist halt was Schönes.

Um halb acht in der Früh muss er spätestens die Notschlafstelle verlassen. Dann zieht es ihn in den Prater. Er kennt auch einige Schausteller. Mit diesen unterhält er sich gerne, aber Job gab es noch keinen. Wenn er aufs Klo muss, dann benutzt er die öffentlichen Toiletten am Bahnhof Praterstern. Es gibt dann auch unangenehme und gefährliche Situationen, wie er mir erzählt. «Ich sitze am Klo, und aus der Nebenkabine höre ich die Stimmen zweier junger Männer. 'Jetzt setzt ma uns an Schuss.'» Er bleibt wie versteinert sitzen. «Ich glaube, ich war mindestens 20 Minuten am Klo eingesperrt. Mit dem will ich nichts zu tun haben. Weder mit harten Drogen noch mit Alkohol, oder Stress mit anderen Leuten am Bahnhof.» Welche Wünsche er hat, kann er mir nicht klar beantworten: «Mir reicht ein Platz zum Schlafen.»

Erich Langer

TONIS BILDERLEBEN



An der alten Donau

N° 115



WIENER AUSFAHRTEN

Nach einem Besuch im China-Restaurant «Sichuan» an der Arbeiterstrandbadstraße in Wien-Donaustadt hatte Groll trotz der herrschenden Februar-kälte noch eine kleine Verdauungsfahrt an der Alten Donau unternommen. Beschwingt durch das «Rindfleisch in der Sauce der tausendunddrei Geschmacksrichtungen» und den «Seetangsalat nach Tsingtao-Art» war Groll bis zum Wasserpark hochgekurvt und befand sich nun auf dem Rückweg zu seinem Wagen. Vor dem Eingang zum «Bundesbad» war er überrascht, seinen Hietzinger Bekannten, den Dozenten, anzutreffen. Der war wie stets mit dem italienischen Rennfahrrad unterwegs: Um seinen Hals baumelte ein Paar Eiskunstlaufschuhe.

«Was führt Sie in Zeiten der Wirtschaftskrise, der Kältekrise und der Stimmungskrise in weiten Teilen der Bevölkerung in die krisengeschüttelte Wiener Vorstadt?», fragte Groll und reichte dem Dozenten die Hand.

Er sei gekommen, einen Doppelaxel auf das spiegelnde Parkett zu zaubern, sagte der Dozent und schüttelte Grolls Hand erfreut. Des Weiteren plane er eine Expedition zu den Überresten einer alten Schiffsstation. Es seien nämlich Bestrebungen im Gang, die Station zu rekonstruieren und dem Publikum wieder zugänglich zu machen.

Er habe von diesem Unterfangen gehört, erwiderte Groll. Er frage sich, warum aus der Schiffsstation ein derartiges Geheimnis gemacht werde. Jedes Donaukind wisse, dass die Alte Donau ein Teil des seinerzeitigen Hauptarmes des Stromes

gewesen sei; es sei daher nichts Besonderes, dass sich dort auch eine Schiffsstation befunden habe. Täglich dreimal seien von dort Postschiffe nach Budapest abgegangen. Eine Nachricht an die Liebste sei, sofern vormittags mit dem Schiff aufgegeben, abends am Nachtkästchen der Verehrten gelegen. Heutzutage könne man schon froh sein, wenn ein Brief nach Visegrád bei Budapest binnen Wochenfrist zugestellt werde.

«In der Tat, der Fortschritt ist in diesem Fall ein Rückschritt gewesen», meinte der Dozent.

Seit der Donauregulierung ab Mitte der 1870er Jahre sei der Rückschritt in Wien die vorherrschende Form des Fortschritts, sagte Groll und berauschte sich in der folgenden Pause am Pathos seiner Worte. Der Dozent nahm eine Eintragung in sein kleines, stets griffbares Notizbüchlein vor. Groll fühlte sich dadurch ermutigt, in seiner Rede fortzufahren. Ob der Dozent denn wisse, dass nahe der heutigen Straßenbrücke über die Alte Donau sich nicht nur eine Schiffsstation, sondern auch die älteste Schiffsverfahrsstation der Neuzeit befunden habe? Schon in den frühen vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts seien dort nach englischem Vorbild Dampfschiffe für den grenzüberschreitenden Flussverkehr gebaut worden. «Wenn ich mich richtig erinnere, trug die Werft damals den Namen des Herrschers Ferdinand, der im Volk 'der Gütige' genannt wurde.»

Mit diesem Beinamen habe man gern intellektuell unterbemittelte Habsburger versehen, sagte der Dozent. Aus einem gewöhnlichen Trottel werde solcherart fast eine liebenswerte Figur.

Man solle angesichts der gegenwärtigen Krise und des handelnden Personals nicht zu kritisch mit dem Geschlecht der Habsburger verfahren, sagte Groll. Und wieder horchte er dem Klang seiner Worte nach. Er wusste zwar, dass er Unsinn redete, aber immerhin war es einer mit Stil, und im Schatten des UNO-Centers fühlte Groll sich dazu berechtigt, seine Gedanken in Diplomatensprache vorzutragen. Als der Dozent das Rad an eine Laterne band und sich anschickte, die Eislaufschuhe startklar zu machen, beeilte sich Groll, seinen Freund zu warnen. Erst gestern sei eine ehemalige Stadträtin vor dem «Restaurant Birner» eingebrochen und bis heute nicht wieder aufgetaucht.

«Sie können aber durchaus einen Doppelaxel auf den Asphalt zaubern. In Anbetracht der erschwerten Umstände würde ich mich auch mit einem einfachen zufrieden geben», sagte Groll.

Der Dozent schüttelte den Kopf. Ob er Groll ins «Sichuan» einladen dürfe? Er friere ein wenig, eine Schale Grüntee aus Tschungking und ein «Erdhörnchenragout mit Sauce der zweiundneunzig Geschmacksrichtungen» wäre jetzt das Richtige. Er nehme die Einladung dankend an, sagte Groll und freute sich schon auf die verdutzten Mienen der chinesischen Köche. Um in das Nobelrestaurant zu gelangen, musste man als Rollstuhlfahrer nämlich von der Rückseite des Gebäudes über eine schmale und steile Lieferantenrampe durch die Küche in die Gasträume fahren. Nicht nur brachte Groll dadurch Abwechslung in das eintönige Leben der Köche, er nutzte auch die Gelegenheit, sich in Woks und Pfannen umzuschauen und sich den einen oder anderen Tipp zu holen.

«Wissen Sie, dass ich noch nie hier gespeist habe?», sagte Groll auf dem Weg zum chinesischen Lustgarten, der das Restaurant umgab. «Ich war der Meinung, das 'Sichuan' sei so teuer, dass die Zeche nur von Diplomaten, Botschaftern und hohen Mitarbeitern der nahe liegenden UNO-City zu begleichen sei.»

Der Dozent nickte. Leider, für Normalverdiener sei das Restaurant nicht geeignet, sagte er. Er habe aber von seiner Mamá zum Jahreswechsel einen «Sichuan»-Gutschein über zweihundert Euro erhalten. Damit würden sie wohl durchkommen.

«Ich befürchte eher, dass es knapp wird», meinte Groll. Er wusste, dass die Weinkarte hervorragende spanische Rotweine umfasste. Diese allerdings hatten einen stolzen Preis.



Die Wiege der modernen Donauschiffahrt befindet sich in Wien

FOTO: MARIO LANG

Erwin Riess

Justitia hat die Augen verbunden



TAGEBUCH EINES AUGUSTIN- VERKÄUFERS

7. 2.

Mir erscheint es sehr seltsam, aber immer mehr Frauen und auch Männer lassen sich ihr Gesicht renovieren. Da wird Nervengift gespritzt, bis sich kein Gesichtsmuskel mehr bewegt. Der geschockte Betrachter starrt in ausdruckslose Fratzen. Irgendwelche oberflächliche Moderatorinnen bezeichnen diese Personen dann als schön. Pfui! Wie wir alle wissen, gibt ja fast niemand zu, dass er oder sie beim Schönheitschirurgen war. Aber egal, bei manchen fällt das Ganze ja ohnedies unter den Oberbegriff «Altbausanierung». Und so nebenbei brauchen inzwischen viele dieser «Schönen» mindestens drei bis vier Geburtsurkunden.

8. 2.

Es ist immer wieder witzig, wenn man beim Parlament vorbeikommt. Da steht dann deutlich sichtbar diese Karikatur eines Dienstautes, und zwar ein Smart. Darin langweilt sich meist ein uniformierter Bewegungsmelder, während der andere mit sich selbst Gassi geht. Und wieder fällt mir auf, dass die Göttin der Weisheit dem Hohen Haus den Rücken zuwendet. Aber eigentlich wollte ich ja auf etwas ganz anderes hinaus. Wie allgemein bekannt sein dürfte, hat Justitia die Augen verbunden. Aber eine blinde Studentin darf nicht zur Richterin ausgebildet werden. Was sagt uns das? Wird also doch auch nach der äußeren Erscheinung Recht gesprochen?! Und kommen deshalb diese abgeleckten Managertypen seltener in Haft? Übrigens gibt es unter den Politikern auch sehr viele studierte Juristen. Das sollte uns zu denken geben.

11. 2.

Es ist derzeit sehr modern, dass im TV gekocht wird. Aber leider sind diese Köche nicht im Stande, wirklich brauchbare Rezepte anzubieten. Denn ohne ihre Kräuter und Gewürze wären sie völlig brotlos. Die zwei Köche im ORF sind ja auch noch teilweise unverständlich durch ihren Dialekt. Jetzt möchte ich aber nicht über Dialekte schimpfen, aber wenn man von Ausländern Deutschkenntnisse einfordert, muss man das auch von Eingeborenen verlangen dürfen.

12. 2.

Die Menschen sparen, wo sie nur können – das nimmt inzwischen schon skurrile Züge an. Wie man so hört, also in dem Fall, wie ich so höre, oder wie ich es mir einbilde, also, was wollte ich eigentlich sagen? Ach ja, es soll inzwischen Menschen geben, die beim Umblättern der Zeitung das Licht ausschalten, nur um ein bisschen Strom zu sparen. Wo soll das noch hinführen?

13. 2.

Es ist Freitag, was mir egal ist. Oder besser gesagt eigentlich nicht, denn ich scheine immer depressiver zu werden, verstecke mich immer öfter daheim und verlasse meine Bleibe nur, wenn ich unbedingt muss. Auch das Essen fällt mir schwer. Besser gesagt muss ich mich zwingen, überhaupt noch etwas zu mir zu nehmen. Ich weiß nicht, was ich dagegen tun kann, weil ich mich ja nirgends hintraue.

14. 2.

Valentinstag. Ich habe niemanden, den ich beschenken könnte. Meine vormals beste Freundin Waltraud hat einen Bruder, der mich nicht ausstehen kann. Ich habe einfach den Kontakt abgebrochen, weil ich eben nicht Unruhe stiften wollte. Ich weiß einfach nicht, wie man mit Konflikten umgeht. Ich habe gerne Ruhe, aber jetzt herrscht mir ein wenig zu viel Ruhe. Zum Glück bin ich kein komplizierter Mensch.

15. 2.

Mein Magen schmerzt. Er schreit nach Nahrung, und es ist auch etwas da, aber ich muss mich überwinden, um überhaupt auch nur einen Bissen runter zu bekommen. Ich weiß, dass sich baldigst etwas ändern muss, sonst kann ich ja gleich meinen eigenen Nachruf verfassen. Es liegt aber sicher auch an den miesen Zukunftsaussichten. Der Arbeitsmarkt kann mir nichts bieten. Außer diesen absolut sinnlosen Jobcoaching-Kursen. Dort lernt man, wie man einen Lebenslauf verfasst und wie man

sich richtig bewirbt. Das Ganze wird dem gemeinen Volk als Qualifizierungsmaßnahme verkauft. Ha, ha und ha. Man ist nämlich gar nicht bereit, unsereinem eine Qualifizierung zukommen zu lassen. Denn das wäre nämlich z. B. für Ungelehrte eine Berufsausbildung. Aber worüber wollte ich mich eigentlich noch aufregen? Ach ja, Lehrlinge. Firmen wollen nicht mehr ausbilden. Ja warum denn das? Es ist gar nicht so lange her, da waren Lehrlinge sehr beliebt als billige Arbeitskräfte. Jetzt hat man viele Ausländer über die man zwar gerne schimpft, aber man zahlt ihnen weniger. Sie sollten froh sein, überhaupt Arbeit zu haben, tönt es aus dem rechten Eck. Apropos rechtes Eck. Die Rechten bezeichnen Menschen wie mich ja gerne als «Gutmensch». Das heißt also, dass Herr Strache ein «Schlechtmensch» ist.

17. 2.

Ein Bekannter ist so nett und begleitet mich zum AMS. Ich habe nämlich inzwischen schon so eine Panik vor Ämtern und Behörden, dass ich seit September keine Unterstützung mehr vom AMS bezogen habe. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir das geholfen hat, dass er mit war.

Gottfried

DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

INNERE UND ÄUSSERE BETRACHTUNGEN
DER MANN

**OHNE
 EIGENSCHAFTEN**

IHR KÖRPER UNREIN
 FLIHT VON SPORT -
 LEHRERN UND
 MASSSEUREN ALLE VON
 GEGHREIN UND MITTEL-
 GESCHICHT, IHR VON
 NICHTS GEFORHT WERDEN
 ALS VON SEINER
 EIGENEN WACHTSTUH.

M. STEINER '08



R. MUSIL

SIE ÖFFNETE IHREM SPIEGELBILD DEN
 KRAGEN UND STREIFTE IHM DAS KLEID.
 VON DEN SCHULTERN; SIE ZOG ES SCHLIES-
 LICHT GANZ AUS UND MUSTERTE, ES BIS
 ZU DEN ROSIGEN DECKEN DER NAGELN,
 AN HÄNDEN UND FÜßEN DER KÖRPER.
 ENDIGT UND KAUM NOCH SICH SELBST GEHÖRT.

ICH BIN EIN WENIG TOT.

AUCH IHR HERZ SCHLÄGT SCHLANK INMITTEN DES FETTS,



ULTRICH UND AGATHE



...HATTE SICH AGATHE ZUFÜLLIG BETRACHTET: ES HATTE IHR DEMO
 GESICHT DURCH EINEN ZUFALL ANGEFANGEN, DENN IHR BUCK
 WURD DARAUF GERULLEN UND NICHT NEME AUS DER
 SPIEGEL ZURÜCKGEKOMMEN.

**SCHAU
 REIN!**

